

Frankfurter Allgemeine

magazin

JANUAR 2018

**MODE
DESIGN
KUNST**





SITZSYSTEM LAWRENCE | DESIGN RODOLFO DORDONI

Minotti BERLIN BY HERRENDORF, LIETZENBURGER STR. 99 - T. 030 755 4204 56

Minotti MÜNCHEN BY EGETE MEIER WOHNKULTUR, OSKAR VON MILLER RING 1 - T. 089 55 27 32 510

AUCH BEI ANDEREN AUTORISIERTEN HÄNDLERN UND IN ANDEREN STÄDTEN.

PLZ 0/1/2/3/4/5 HANDELSAGENTUR STOLLENWERK - T. 0221 2828259 - TIM.STOLLENWERK@WEB.DE
 PLZ 6/7/8/9 HANDELSAGENTUR RIEKINGER - T. 07121 325953 - INFO@HANDELSAGENTUR-RIEKINGER.DE

IMM COLOGNE 2018 | 15. - 21. JANUAR
 HALLE 11.2 | STAND L-010 / M-011 L-020 / M-021

Minotti
 70 YEARS



LEBEN MIT TOTEN

Jeder Tag macht das neue Jahr ein bisschen älter. Und jeden Tag gehen wir, wenn man so will, einen Schritt aus der Abstraktion ins Figurative. Sie sehen, ich habe gerade das Interview mit Neo Rauch in diesem Heft gelesen, in dem der Maler vor seiner Retrospektive zurückblickt auf seinen künstlerischen Werdegang. Wie leicht kann der abstrakte Gestus zur Manier werden, das ungenießliche Reden zum uneigentlichen Gequatsche: Beeindruckend, wie der Leipziger Maler, der uns vor zwei Jahren schon die Werke seines Vaters erklärte, in einer unglaublichen Ernsthaftigkeit über die Unterströmungen berichtet, die sein Werk grundieren. Das könnte ein Leitbild sein auch für die Beschäftigung mit den schönen Themen des Lebens wie Design, Mode, Essen, Trinken, Reisen. Denn wie langweilig wäre es, den Lesern einer ernsthaften Zeitung das Schöne als banalen Schein zum Ereignis zu machen. Wie hohl, aus den Neuheiten auf der Kölner Möbelmesse oder bei der Berliner Modewoche (über die wir uns natürlich schon vorab informiert haben) nur den allfälligen Trendwert zu lesen. Wenn die Leichtigkeit des Scheins nicht existentiell rückgebunden ist, wird die Liebe zum Detail ganz schnell zum aufgedonnerten Selbstzweck. Karl Lagerfeld hat das natürlich vor allen anderen erkannt. Er ist, auch mit seiner neuen Zeichnung, ein so messerscharfer Kritiker von Angela Merkel, weil er sich berufsbedingt einen unbestechlichen Blick antrainiert hat. Gut also, dass mir beim Kaffee an einem meiner Lieblingsorte in Paris, dem „Café Kleber“ am Trocadéro, zwei Freundinnen aus Mexiko mit dem Vorschlag kamen, eine Fotostrecke in ihrem Heimatland aufzunehmen. Der Tag der Toten als Hintergrund für neue Mode? Wer das als geschmacklos ansieht, hat die erste Hälfte dieses Textes nicht gelesen und kennt nicht die alte mexikanische Sitte, das Leben zu nehmen, wie das Leben eben kommt, und den Tod gleich mit. Den fröhlichen Kult sollte man nicht als animistische Herausforderung der christlichen Religion abtun. Schließlich ist Jesus am Kreuz gestorben, um wiederaufzuerstehen. Aber was rede ich! In theologischen Debatten kann ich nicht mithalten. Ich wollte nur sagen, dass wir es ernst meinen, erst recht dann, wenn alle glauben, wir machen nur Spaß. *Alfons Kaiser*



Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Holger Appel, Peter Badenhop, Yavidan Castillo,
Dr. Rose-Maria Goepf, David Klambert, Dr. Lutz Mücke,
Celina Plag, Julia Schaff, Peter-Philipp Schmitt,
Florian Siebeck, Rüdiger Soldt, Dr. Michael Spehr,
Berd Steinele, Quynh Tran, Dr. Stefan Trinks,
Dr. Lukas Weber, Jennifer Wiebking, Maria Wiesner,
Walter Wille

Bildredaktion:
Christian Matthias Pohlert

Art-Direktion:
Peter Breul

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressepiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen, speichern oder per E-Mail versenden wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 85.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Burkhard Petzold

Verantwortlich für Anzeigen:
Ingo Müller

Leitung Anzeigenverkauf Frankfurter Allgemeine Magazin:
Kerry O'Donoghue, E-Mail: media-solutions@faz.de

Produktionsleitung:
Andreas Gierth

Layout:
Verena Lindner, Anja Tschulena

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:
Printavis GmbH & Co. KG – Betrieb Nürnberg
Breslauer Straße 300, 90471 Nürnberg

Home at last.

FLEXFORM

FLEXFORM | MADE IN ITALY

ADDA
SECTIONAL SOFA

design by
Antonio Citterio

FLEXFORM
www.flexform.it



AGENT FOR GERMANY
Agentur Patrick Weber
Tel. 07044-922910
Fax 07044-922922
info@italdesign.de



#MolteniGroup

SESSEL D.156.3 / 1956
& PIRELLI TOWER, MAILAND / 1956 — GIO PONTIHERITA-
GE COL-
LECTION

Molteni & C

MARIA WIESNER und **LUTZ MÜKKE** haben in vielen Museen Europas und Amerikas Benin-Bronzen gesehen. Nur selten wird dort erklärt, dass sie 1897 von den Briten aus dem Königspalast in Benin-City entwendet wurden. Also machten sich unsere Redakteurin und der freie Journalist und Afrikaexperte auf die Spur der Kunstwerke. Die Reise führte sie nach London, Wales, New York und Nigeria, wo der Raub der Bronzen als koloniales Trauma nachwirkt (Seite 20). Im Süden des Landes ist ihre Geschichte noch lebendig. Das Bild zeigt unsere Autoren mit Osaze Osemwegie-Ero, dem Kommissar für Kunst und Kultur des Bundesstaates Edo, beim Besuch einer Gedenkstätte, die an den Krieg von 1897 erinnert.



YAVIDAN CASTILLO (links) und **EVELYN TYE** (rechts) haben in Paris, wo sie leben, schon oft zusammengearbeitet – in Mexiko noch nie. Die Premiere in ihrer Heimat haben die Freundinnen bei den Aufnahmen für dieses Heft daher voll auskosten. Und zwar nicht nur bei der Arbeit, also den Fotoaufnahmen am Dia de los Muertos, sondern auch im Restaurant im Mercado von Oaxaca. Das Team, zu dem auch die Models Loraine (Mitte links) und Isabella gehörten, wirkte in der Shooting-Pause gelöst. Wie man an den wunderbaren Bildern erkennt (Seite 26), blieb das auch später so. ¡Qué suerte!

FOTOS: MARIA WIESNER, MATTHIAS LÜDECKE, INSA HAGEMANN, YAVIDAN CASTILLO



QUYNH TRAN kennt sich in der Berliner Modeszene so gut aus wie nur wenige. Die Journalistin, die am liebsten über Design-, Gesellschafts-, Mode- und Reisetemen schreibt, hat lange für „Women's Wear Daily“ gearbeitet und ist zu den Grundlagen der Branche vorgestoßen. Obwohl sie weiß, wie wackelig viele Labels wirtschaften, kann sie sich immer wieder für Neuheiten begeistern. Mit Celina Plag hat sie daher vor der Modewoche neue Trends erkundet (Seite 42). Wie nebenbei hat sie auch noch frische Blumen entdeckt (Seite 18).



STEFAN FINGER liebt vieles an seinem Beruf – vor allem die Chance, unterschiedliche Menschen kennenlernen und sie fotografieren zu können. Für unser Dezember-Magazin hatte er den fitnessverrückten Pastor Marcus Schneider stark ins Bild gesetzt. Für diese Ausgabe porträtierte der 34 Jahre alte gebürtige Mönchengladbacher nun sieben Kölner (Seite 34), die trotz all ihrer Unterschiede eines gemeinsam haben: Sie machen, jeder für sich, die Kölner Möbelmesse zu einem Erlebnis.

MITARBEITER

NOMOS GLASHÜTTE



At Work

Neue Automatikuhren aus Glashütte: flach unter der Manschette, höchst präzise für den Job. Für alle, die leidenschaftlich auch bei der Arbeit sind. Motor dieser Uhren ist das aufsehenerregende neomatik-Kaliber DUW 3001 – von Hand in der Manufaktur NOMOS Glashütte gefertigt, mit Hightech auf höchste Leistung getrimmt. Tangente neomatik 39 und weitere Modelle gibt es jetzt im besten Fachhandel. Mehr: nomos-store.com, nomos-glashuette.com

FOTOS: BARBARA ALEMNI, BETTY LUTZ, MIKKE YAVIDAN CASTILLO, HERBSTELLER



Hand-Werk: Der Stuhl Alambre des Schweizer Designers Alfredo Häberli ist eine von 16 ausgewählten Neuheiten (Seite 38) auf der Kölner Möbelmesse.



Kunst-Werk: Der Maler Neo Rauch erzählt im Interview (Seite 46), wie ihn die Leinwand in ihren Bann geschlagen hat.



ZUM TITEL

Loraine Gimenez, die von Kopf bis Fuß Versace trägt, wurde am 1. November 2017 von Yavidan Castillo in Oaxaca fotografiert.

- 12 KARL LAGERFELD
- 16 ANDREAS MURKUDIS
- 35 LUCIE KOLDOVA
- 57 ROYA DOVE
- 58 WERNER AISSLINGER

BILD F.C. Gundlach führt uns zurück in die Zeit des Wirtschaftswunders. *Seite 11*

DUFT Die Floristen Anatomie Fleur haben eine blumige Art, Geschichten zu erzählen. *Seite 18*

RAUM Das Off-Programm zur Kölner Möbelmesse gibt jungen Designern eine Chance. *Seite 40*

STADT Berlin überholt sich gern selbst. Wir halten inne und schauen auf neue Trends. *Seite 42*

ZEIT Rianna Kounou und Nina Kuhn verwandeln Vintagestoffe in neue Mode. *Seite 44*

BERG Im amerikanischen Ski-Ort Aspen wird es Wintersportlern warm ums Herz. *Seite 52*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 10. Februar bei. **Im Netz:** www.faz.net/stil **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin



Diebes-Werk: Zahlreiche Bronzen und Schnitzereien wie diese Maske der Königin Idia wurden einst von den Briten aus dem Königreich Benin geraubt (Seite 20) – und noch nicht zurückgegeben.



Blatt-Werk: Zwei Freiburger haben sich in den Kopf gesetzt, den Teeanbau nach Deutschland zu bringen (Seite 50). Der Boden dafür ist bereitet.

VISPRING

Luxury Beds - London 1901



Erleben Sie die einzigartige Welt von Vispring



IMM Cologne, 15 Januar bis 21 Januar
Halle 11.1 - Stand FOOT

www.vispring.com

Vor sechzig Jahren

Was für eine ferne Zeit! Heute blickt man voller Bewunderung oder voller Schrecken auf die Nerzstola, die vor 60 Jahren die Samstags-Seite „Für die Frau“ in dieser Zeitung schmückte. Voller Bewunderung, wenn einem der Furor gegen Pelze übertrieben vorkommt, wenn man die Ästhetik des natürlichen Materials und die uralten Techniken des Kürschnerhandwerks noch schätzt. Voller Schrecken, wenn man an jedes einzelne Tier denkt, das für den schönsten Schmuck einer Frau dran glauben musste.

Was heute außer dem Tierschutz gegen den Pelz spricht: dass zur Schau gestellter guter Geschmack peinlich wirkt, dass sogar feine Marken eine gebrochene Ästhetik pflegen. Am Fürstenhof mögen Zobel, Otter oder Hermelin ständische Grenzen aufgezeigt haben. In der Wirtschaftswunderwelt mag der Nerz wichtig gewesen sein, um den neu erworbenen Reichtum auch im Stadttheater oder beim Cocktailempfang vorzuzeigen. Heute aber tragen Millionäre löchrige Jeans. Statusfragen klärt man anders, da muss man keine süßen Raubtiere opfern.

Dorothee Backhaus schrieb damals unter dem Titel „Die Hierarchie der Pelze“: Wer in Kleinstädten am Sonntag im Nerzmantel zur Kirche gehe, „hat Aussicht, von einem ungeahnten und lang anhaltenden Nimbus umgeben zu werden, vor dem der lokale Sportheros in seinem flüchtigen Ruhm vor Neid erblassen könnte. Wenn es sich dabei nicht um eine Fabrikanten- oder Kaufmannsgattin handelt, so sind der Mutmaßungen über die mögliche Finanzierung kein Ende.“ Ach, was für Zeiten! Da gab es noch Wörter wie „Fabrikant“, „Heros“, „Gattin“, „Nerz“! Vorbei, vorüber, vergessen, so wie der Pelzmantel, der in Omas Schrank den Staub aus Jahrzehnten sammelt.

Pelze waren damals so verbreitet, dass die Autorin schon von einer „Inflation“ sprach: „Man erinnert sich, wie die Forcierung des Silberfuchses dieses Fell als Modeutensil vernichtet hat. Vor einem ähnlichen Schicksal des Nerzes schützt vorläufig nur der von Zeit zu Zeit einsetzende Preisanstieg auf den Auktionen.“ Vor Weihnachten 1957 seien sechsmal mehr Nerze verkauft worden als in den vorigen Jahren vor dem Fest. Den „Ausweg in die Exklusivität“, so Dorothee Backhaus, leicht resigniert, bietet nur „die Hasenmaus Chinchilla“. Oder natürlich der Zobel, „der Pelz der Zarenkrone, mit seinen tiefbraunen, metallisch blitzenden Grannen“. Er sei noch immer „ein fürstliches



Geschenk östlicher Potentaten an politische Freunde oder solche, die es werden sollen“.

Pelze waren 1958 noch nicht so bunt und wild wie heute bei Fendi. Damals standen sie für eine klassische Linie, weil ihre Verarbeitung schwierig war. Das passte in die makellos reine Mode, die man in den Fünfzigern nach Vorbild des Hauses Dior anstrebte. Und es passte womöglich ins Konzept von Pelz Maier in Stuttgart, aus dem das abgebildete Modell stammt. Inzwischen hat das Pelzhaus übrigens ebenfalls längst das Zeitliche gesegnet.

Perlenkette, Perlenohrringe, Pelzstola, schwarzes Kleid, sorgfältig in Form gebrachtes Haar, devoter Blick nach unten: Simone d'Aillencourt, eines der Lieblings-Mannequins des Fotografen F.C. Gundlach, gefällt sich in klassischer Pose. Das passt zu Gundlach, der damals erst Anfang dreißig war und sich mit seiner strengen Formensprache schon einen Namen gemacht hatte. Man kann ohne Übertreibung sagen, dass der in Hamburg lebende Fotograf, mittlerweile 91 Jahre alt, zu den ältesten freien Mitarbeitern dieser Zeitung gehört. Zuletzt suchte er für unser Magazin im Juli 2016 Bilder aus Rio de Janeiro heraus. Davor hatte er in der Ausgabe vom November 2015 erstmals Fotos präsentiert, die Wolfgang Joop 1971 als Model zeigen (beide Ausgaben als PDF unter www.faz.net/magazin). Umso größer die Freude, im Bildarchiv dieser Zeitung ein so altes Foto von ihm zu finden. *Alfons Kaiser*

Aus der F.A.Z. vom 28. Januar 1958: „12fellige Nerz-Stola aus Saga-White-Mink, eine der kostbarsten Mutationen dieses Pelzes. Modell: Maier, Stuttgart.“

Foto F.C. Gundlach



KARL LAGERFELD SIEHT DIE KANZLERIN ALS GRÜNE MADONNA

Jetzt kommt alles zusammen. Angela Merkel, so hat es Karl Lagerfeld schon in manchen Karikaturen kritisiert, hat in der Flüchtlingspolitik einen Fehler mit Nachwirkungen begangen. Indem sie 2015 eine Million Flüchtlinge ins Land ließ, so meinte er in seiner Zeichnung vom November, trug sie zum Erstarren der AfD bei. Durch die vielen muslimischen Einwanderer nimmt in Deutschland der Antisemitismus zu. Als der Modeschöpfer das im November im französischen Fernsehen anmerkte, brach ein Sturm der Entrüstung los. Dabei wurden seine Befürchtungen schnell bestätigt. Kurz darauf verbrannten Palästinenser bei einer Demonstration in Berlin

die israelische Flagge, der Zentralrat der Juden beklagte den „offenen Judenthass“ in Deutschland, und Innenminister Thomas de Maizière forderte einen Antisemitismusbeauftragten. Nun radikalisiert Lagerfeld seine Kritik an der Kanzlerin: Die „unbefleckte Empfängnis“ der Angela ist ein böser Kommentar darauf, dass Merkel in seiner Sicht eben nicht frei ist von Sünde. Ihr Aussehen macht das deutlich. Der Heiligenschein besteht aus Halbmonden. Das Tuch der Muttergottes ist ein Hijab. Und beim Gewand dominiert Grün, die Farbe des Islam. Schwarz, Rot und Gold ist nur noch Dekor an den Rändern. (kai.)

RUG STAR
by J. Dahlmanns



Design Waterlily No. 03, Grey Magenta,
hand knotted Persian weave, 70% finest silk

PRÊT-À-PARLER



BESSER GLEICH AB ZUM SPEZIALISTEN

Mit der Mode geht es gerade in eine Richtung, die einem als Kunde recht sein kann. Wenn früher große Marken nur noch größer wurden, indem sie einfach alles anboten, was Luxus sein könnte, also Parfums, Koffer, Wintermäntel, Sommersandalen, Hosenanzüge und Abendkleider, das ganze unter ein und demselben Namen, halten sich junge Labels nun bewusst klein. Sie werden stattdessen zu Spezialisten und füllen am liebsten Nischen aus. Alanui aus Mailand zum Beispiel fertigt nichts außer indianisch inspirierten Strickjacken. Galvan aus London ist vier Jahre alt und trotzdem schon Experte in Sachen Abendbekleidung. Staud aus Los Angeles arbeitet alte Stoffe zu einer kleinen Prêt-à-porter-Kollektion neu auf. Und in Berlin

geht es weiter: In Sachen Sonnenbrillen zum Beispiel kann man schon seit 2003 auf die Modelle von Mykita (3) vertrauen. Oder auf die dicken Strickteile von Miami (5), die minimalistischen Blusen von Hien Le (4), die Abendkleider von Dawid Tomaszewski (1).

Wer dafür Geld ausgibt, muss nicht mit Lizenzprodukten Vorlieb nehmen. Er kann sich sicher sein, dass das ganze Know-how eines Designers in diesem einen Teil steckt. Man könnte es fast eine japanische Herangehensweise an die Arbeit nennen. Auch ein Udon-Nudelkoch wird niemals zum Sushi-Meister. Oder umgekehrt.

In Deutschland hat hingegen Philipp Bree aus Hannover als Sprösser der gleichnamigen Ledermarke schon sein

Leben lang mit Handtaschen zu tun. Also fertigt er nun, unter dem Namen PB0110 (6), hervorragend verarbeitete Handtaschen. Und Rimowa (7) wird auch Spezialist in Sachen haltbare Koffer bleiben, obwohl die Kölner Familie das Unternehmen an LVMH verkauft hat.

Bei der Spezialisierung auf eine einzige gute Idee hilft natürlich auch die vergrößerte Aufmerksamkeit über die sozialen Medien. Im Zweifel ist die eine kleine Idee ein großes optisches und inhaltliches Argument, sich der bislang unbekannteren und unerkannten Marke mal zuzuwenden. An Menge mangelt es nicht gerade in der Mode. Aber für einzigartige Kleinigkeiten ist sogar noch in Zeiten übererfüllter Träume Platz. (jwi.) Foto Helmut Fricke



LINDBERG

„IN SEOUL SPÜRT MAN MODEBEGEISTERUNG“

Andreas Murkudis, in Ihrem Berliner Geschäft verkaufen Sie jetzt auch koreanische Modelabels. Wie sind Sie darauf aufmerksam geworden?

Zum ersten Mal vor zweieinhalb Jahren, auf der Fashion Week in Seoul. Seitdem war ich in jeder Saison dabei. Das ist für mich die am besten organisierte Modewoche überhaupt. Man verpasst nichts, und die Talente sind sichtbar. In Tokio ist das zum Beispiel anders. Die japanischen Labels, die ich kaufe, entdecke ich eher privat oder in Paris. In dem Gebäude von Zaha Hadid in Seoul sind es hingegen gut 40 Schauen, und man spürt eine große Begeisterung für Mode. Die Jugendlichen zeigen sich dort, und sie haben dabei einen Spaß, der in dieser Konzentration anderswo nicht zu erleben ist.

Was entdecken Sie dort, das man noch nicht kennt?

Ich habe dort zum Beispiel Jin Teok getroffen, heute eine meiner liebsten Designerinnen. Damals kannte ich sie gar nicht. Es stellte sich heraus, dass sie 83 Jahre alt ist und seit 50 Jahren Mode macht, die eher minimalistisch ist, schöne Stoffe, eine tolle Kollektion. Oder Rokh, ein Südkoreaner, der früher bei Céline gearbeitet hat und jetzt in der zweiten Saison eine eigene Kollektion macht.



Der Concept Store von Andreas Murkudis (rechts) gehört zu den wichtigsten Mode-Adressen in Berlin. In dem Geschäft an der Potsdamer Straße verkauft er auch die Entwürfe seines Bruders, des Modedesigners Kostas Murkudis.

Und Sie verkaufen das jetzt auch?

Ja. Zum Gallery Weekend plane ich eine Präsentation mit den zehn besten koreanischen Designern. Zwei Marken habe ich schon jetzt gekauft. Dabei ist ein jüngeres Label, das heißt Ader Error, das sich mit seiner Mode vom Modesystem distanzieren möchte: Es gibt alles nur in einer, höchstens zwei Größen, es ist unisex und recht günstig, eine Mütze kostet zum Beispiel 30 Euro. Wenn man die Leute hinter Ader Error an einem kühlen Apriltag in ihrem Laden in Seoul besucht und nach der Sommerware fragt, antworten sie: Solange es nicht wärmer ist, verkaufen sie weiter Winterware. Sie sind entspannt, und es funktioniert. Jetzt im Januar, zur Fashion Week in Berlin, bekommen wir eine Kollektion von Ader Error mit mehr als 400 Teilen.

Funktioniert diese Mode auch in Südkorea?

Man hat den Asiaten oft vorgeworfen, sie würden sich vor allem an großen Marken orientieren. Jetzt überlegen sie sich aber, was es sonst noch gibt, was nicht jeder kennt, also Marken, die nicht Dolce & Gabbana oder Gucci sind. Wir sehen das an unseren asiatischen Kunden. Sie kaufen natürlich auch mal Céline, aber ansonsten viele kleinere Marken wie Sara Lanzi oder Roberta Furlanetto. Das interessiert sie mehr als das 65. Marni-Kleid.

Die Kunden suchen nach etwas, das sie noch nicht kennen?

Ja, wir verkaufen diese Marken wahnsinnig gut, ohne sie groß zu bewerben. Man fasst die Sachen an und greift dann auch schnell zu.

Die Fragen stellte Jennifer Wiebking.

FALLOBST IM GLAS

Birne? Im Whiskey? Im Ernst? Peter O'Connor grinst. Ja, er meint es ernst. Für seinen Roe & Co sei die Birne ein guter Begleiter, sagt der 37 Jahre alte Ire. Der Mann muss es wissen, schließlich kann er auf eine Karriere als einer der bekanntesten Bartender auf der grünen Insel zurückblicken. Jetzt reist er für den Spirituosen-Konzern Diageo durch die Welt – und seit gut einem Jahr präsentiert er dabei den Roe & Co, einen Irish-Whiskey-Blend, der an die goldenen Zeiten des irischen Whiskeys anknüpfen soll. Die liegen lange zurück. Vor 120 Jahren war Irland der größte Whiskey-Produzent der Welt. Heute sind von den gut 2000 Destillieren nur drei übrig; Irish Whiskey ist zum Nischenprodukt geworden. Um das zu ändern, hat Diageo seine Master-Blenderin Caroline Martin Hunderte irische Whiskeys probieren und verschneiden lassen, um einen neuen Premium-Drink auf den Markt zu bringen. Herausgekommen ist mit dem Roe & Co ein komplexer und geschmeidiger Whiskey, der neben Noten von Vanille, Holz und Gewürzen Anklänge von Birnen hat – und deshalb von O'Connor mit Scheiben des Kernobstes serviert wird. Benannt ist der Whiskey nach George Roe, einem irischen Brennmeister des 19. Jahrhunderts. „Der hat seinen Whiskey sicher nie mit Birne getrunken – aber er würde es lieben“, sagt Peter O'Connor. (bad.)



Das Rezept für einen „Pear Tree“, eine Abwandlung des Whiskey Sour: 5cl Roe & Co, 2cl Birnensaft, 1cl Zitronensaft, 1,5cl Zuckersirup, geschüttelt und auf Eis serviert, mit einem Birnenschnitt, versteht sich.

PRÊT-À-PARLER

EIN HAUCH VON GOLD FÜR ARNE JACOBSEN

Die Idee war verwegen: Die skandinavische Fluggesellschaft SAS wollte, dass ihre vor allem amerikanischen Passagiere, die seit 1954 erstmals von Los Angeles über die Polarroute nach Kopenhagen fliegen konnten, auf direktem Weg vom Flughafen im Tårnbyer Ortsteil Kastrup in die Stadt und ins unternehmenseigene Hotel gebracht werden. Geplant war auch ein hoteleigener Terminal, an dem die Fluggäste der SAS abgefertigt werden sollten. Für die Ausführung wurde der dänische Architekt und Designer Arne Jacobsen (1902 bis 1971) gewonnen, der bis 1960 das damals höchste Gebäude Dänemarks am Hauptbahnhof gegenüber dem Vergnügungspark Tivoli errichtete. Jacobsen hatte bei der Gestaltung fast freie Hand. So errichtete er nicht nur eine 69,60 Meter hohe „gläserne Zigarrenbox“, er entwarf auch die Einrichtung des Hotels, von den Türknäufen der 260 Zimmer über das Besteck im Restaurant bis hin zu den Aschenbechern im Foyer.

Heute erinnert nur noch wenig an das einstige SAS Royal Hotel, das seit 2009 zur Hotelkette Radisson Blu gehört. Daher wird das Gebäude auch als „verlorenes Gesamtkunstwerk“ bezeichnet. Einige der Möbelstücke, die Jacobsen für das Hotel entwarf, gelten inzwischen aber

als Klassiker der Designgeschichte. Dazu zählen der Stuhl Drop und die Sessel- und Sofavarianten Egg und Swan.

Die fast schon skulpturalen Möbelstücke wurden bereits 1958 vom dänischen Hersteller Fritz Hansen produziert. Anlässlich des 60. Jahrestags präsentiert das Unternehmen nun eine Jubiläumskollektion. Vorgestellt wird sie auf der Stockholmer Möbelmesse Anfang Februar. Die Modelle Egg und Swan sind aus weichem Leder und werden als limitierte Edition mit jeweils 1958 Stühlen herausgegeben. Der Stuhl Drop, der mit dem robusten Stoff Sera bezogen ist, wird nur in diesem Jahr erhältlich sein. Die Füße der Stühle bestehen aus Aluminium, haben aber auch eine 23-Karat-Vergoldung.

Welche Bedeutung die Entwürfe Arne Jacobsens haben, zeigt sich daran, dass ihnen im Designmuseum Danmark in Kopenhagen ein eigener Raum gewidmet wurde, in dem die Originale zusammen mit Bildern aus dem Hotel ausgestellt werden. Und wer einmal übernachten möchte wie einst zu den besten Zeiten des Fünf-Sterne-Hotels von SAS, der kann im Radisson Blu Royal das Zimmer 606 anmieten, das noch so aussieht wie zu Anfang der sechziger Jahre – bis auf den Flachbildschirm. (pps.)



Fünf-Sterne-Stühle: Für ein Hotel in Kopenhagen entwarf Arne Jacobsen die Sessel Egg (links) und Swan sowie den Stuhl Drop (rechts).

FOTOS: HELMUT FRITZKE, HERSTELLER ©



tak Auszugstisch, 200 x 100 + 100 cm, Holzart Eiche Weißöl | Lui Stuhl, Holzart Eiche Weißöl, Naturleder umbra

WIR HABEN UNS MIT DEM BESTEN DESIGNER DER WELT ZUSAMMENGETAN: DER NATUR.

– it's a tree story.

Wir veredeln unser Holz mit reinem Naturöl. So bleibt es offenporig, atmungsaktiv und feuchtigkeitsregulierend. Von Natur aus einiges gewohnt, ist Holz auch überaus pflege- und reparaturfreundlich. Und das ist gut so. Schließlich sind unsere maßgefertigten Designmöbel schon aufgrund ihrer hohen Qualität auf ein langes Leben ausgelegt.

www.team7.at

TEAM7



Das Prinzip der chirurgischen Präzision, auf Blumen angewandt: Sträuße der Berliner Floristen Anatomie Fleur

VERGÄNGLICHE KUNSTWERKE

Berlin, an einem Sonntag im Winter. Die Kälte hält mit beißendem Frost Einzug, aber im Salon des Juweliers Georg Hornemann ist sie schnell vergessen. Nein, es sind nicht die handgeschmiedeten glänzenden Schmuck- Unikate für die Ewigkeit, sondern es ist ausgerechnet das Vergängliche: Opulente Bouquets aus Rosen, Nelken und Mohnblüten in leuchtenden Farben auf mannshohen Eukalyptuszweigen entfalten sich so überbordend auf den Tischen und Fensterbänken, als hätte sich die Natur die Räume zurückerobert. In Vitrinen ranken sich wie in Wunderkammern neben raren Edelsteinen schwarzviolette Frauenschuhblüten und spitze Rittersterne mit

burgunderroten Adern auf Moos- und Farnbetten. Sie sind so liebevoll arrangiert, dass ihre Vergänglichkeit schmerzlich zu spüren ist.

Die wundervollen Vanitas-Motive sind Werke des jungen französisch-kanadischen Duos Anatomie Fleur. Hinter dem Namen, der auf chirurgische Präzision anspielen soll, stecken Amandine Cheveau, 34, und Jean-Christian Pullin, 29, die sich vor kaum zwei Jahren in Berlin fanden. Jean-Christian Pullin war kurz zuvor in die Stadt gezogen und arbeitete für das Floristen-Studio Mary Lennox und die Sammlung Boros. Amandine Cheveau, die zuvor Grafik-Designerin war, kam gerade aus Avignon von ihrer Ausbildung beim Blumen-Stylisten Frédéric Garrigues.

Eigentlich wollte sie sich in eine neue Stadt verlieben. Aber wie es so ist, wenn man sich verlieben will: Es klappte nicht. Auf einer Dinner-Party las sie in einem Buch einen Essay von Mark Rothko darüber, wie er zum Künstler wurde. Damit weckte sie Jean-Christian Pullins Interesse. Die französische Sprache und die Liebe zu Blumen und dem amerikanischen Dichter Henry David Thoreau verbanden die beiden. Einige Monate später bekam Jean-Christian Pullin eine Anfrage von Audi für ein Szenenbild und bat Amandine Cheveau, ihm zu helfen. Aus der Filmszene wurde ein Auftrag für die Premierenfeier, kurz darauf kamen Anfragen von Boros, Frau Tonis Parfum, Normann Copenhagen, Aeyde, Agnona.

Am Anfang saßen die beiden noch in Amandine Cheveaus Wohnzimmer und transportierten die Sträuße in der U-Bahn. „Wir haben viele Fehler gemacht und an einem einzigen Tag alle Blumen zum Sterben gebracht“, erzählt Jean-Christian Pullin. „Einmal ist uns ein Riesbouquet kurz vor der Eröffnung einer Veranstaltung einfach umgekippt, und wir mussten es innerhalb von zehn Minuten neu stecken. Und dann war da die ganze Grübelei. Wir haben uns mitten in der Nacht angerufen, um zu fragen, ob die Blumen noch in Ordnung sind.“

Dabei hat sich ihre Arbeit auch weiterentwickelt, Richtung Kunstinstallationen und Performances. Für Cheveau und Pullin besitzt jede Blume einen eigenen Charakter, der individuell gepflegt werden muss und Bedeutung über das Dekorative hinaus annehmen kann: „Ein Bouquet ist eine Möglichkeit, eine Geschichte zu erzählen“, sagt Pullin. „Durch Farben und Düfte wecken wir eine Erinnerung an einen Moment und holen Erfahrungen aus der Vergangenheit wieder hervor.“ *Quynh Tran*



Liebe gesucht, Liebe gefunden: Jean-Christian Pullin und Amandine Cheveau sind beide in der französischen Sprache zu Hause und lernten sich in Berlin auf einer Party kennen. Der große Zufall: Beide sind Floristen. Nun arbeiten sie zusammen.

EINE TASCHE VON FERDINAND KRAMER

Ausgerechnet Lore Kramer sagt von sich, sie gehe stets ohne Handtasche aus dem Haus. Ausgerechnet sie sagt, sie habe Taschen nie als Prestigeobjekte verwendet. Ausgerechnet deshalb, weil Lore Kramers Ehemann, der große Frankfurter Architekt Ferdinand Kramer, in den sechziger Jahren für seine Frau zwei Taschen entworfen hat.

An diesem Wintertag also kommt sie, Jahrgang 1926, die selbst früher Professorin an der Hochschule für Gestaltung in Offenbach war, ohne Handtasche ins Atelier der Frankfurter Marke Tsatsas. Vor Jahren wird es viele Gelegenheiten gegeben haben, zu denen sie die Modelle, die ihr Ehemann für sie entworfen hatte, gerne trug. Heute hat sie die Taschen an ihre Töchter weitergegeben. Ein Modell für den Alltag, eines für den Abend. Besonders die Abendtasche war Lore Kramer lieb und teuer.

Der Architekt Ferdinand Kramer hat seine Spuren in dieser Stadt hinterlassen, mit dem Uni-Campus Bockenheim zum Beispiel oder dem Neuen Frankfurt. Aber er hat auch in alle möglichen anderen Richtungen entworfen, hat sich um Möbel und Inneneinrichtung gekümmert. Sein erstes wichtiges Objekt war nicht umsonst ein Ofen, erdacht und entworfen im Schützengraben vor Verdun, als Soldat im Ersten Weltkrieg. Ein Ofen ohne Rohr – hochsteigender Rauch hätte dem Gegner seine Position sofort verraten. Nach dem Krieg installierte man den Kramer-Ofen in den Wohnungen des Neuen Frankfurt. „Der energieeffizienteste Ofen seiner Zeit“, sagt Lore Kramer. „Für Lilly Reich hat er einen besonderen entworfen, den Schiffmannsofen, mit geschwungenen Beinen“, ergänzt die jüngste Tochter Katharina, die heute mit ihrer Mutter gekommen ist.

Mit der Vertrauten von Ludwig Mies van der Rohe reiste Ferdinand Kramer in den zwanziger Jahren durch die Niederlande, nach England. Die Zeit prägte ihn beruflich wie privat. Denn über Lilly Reich lernte er seine erste Frau Beate kennen. 1938 flohen sie nach New York. Sie war jüdisch, und Kramer, als ihr Ehemann und als „entarteter Architekt“ im Dritten Reich gebrandmarkt, hatte Berufsverbot bekommen. „Seiner ersten Frau hat er sein Leben zu verdanken“, sagt Lore Kramer. Die Mutter habe ihn zuvor noch ausgestattet. Die Familie besaß ein renommiertes Hutgeschäft in der Innenstadt. „Smoking, Hemden mit Monogramm, und in New York trug man schon Jeans.“

1952 kam Ferdinand Kramer zurück nach Frankfurt, zunächst, um beratend am Bau der Universität tätig zu sein. Dann blieb er. 1961 heiratete er Lore Koehn und bekam mit ihr drei Töchter. Die Taschen entwarf er schnell nach der Hochzeit. Sie sind mehr als 50 Jahre alt, aber dem Design sieht man es nicht an. Das sagt auch Dimitrios Tsatsas vom Label Tsatsas, das eine der Taschen nun neu auflegt. Ihn und seine Partnerin Esther Schulze-Tsatsas habe die Geschichte von Ferdinand Kramer gereizt. „Dass man ihn gar nicht mit Taschen verbindet.“ Dafür, dass Lore Kramer die Original-Tasche damals doch oft getragen haben muss, spricht aber der Griff. Er sei irgendwann kaputtgegangen. Der Täschner musste ihn erneuern. *(jwi.)*



Erst die Hochzeit, dann die Taschen: Lore und Ferdinand Kramer im Jahr 1965



Qualität GLAMOUR 2400 • Fotografie Heemisch&Somwald



RUGX

FEEL IT. LOVE IT.

INDIVIDUELLE, ABGEPASSTE TEPPICHE
VON OBJECT CARPET – MADE IN GERMANY
WWW.OBJECT-CARPET.COM/KONFIGURATOR
SEE IT: IMM COLOGNE HALLE 11.1, STAND C15

OBJECT CARPET

PRÊT-À-PARLER



DIE BEUTE BRONZEN

Vor 120 Jahren raubten die Briten Kunstschätze aus dem Königreich Benin. Jetzt wäre es an der Zeit, sie zurückzugeben. Aber es passiert: nichts.

Von Lutz Mücke und Maria Wiesner

Im British Museum wird die Geschichte umgedeutet. Als britische Truppen im Jahr 1897 ins Königreich Benin kamen, so erklärt der Audio-Guide vor der hohen Wand mit den Bronzeplatten, hätten sie rund 900 dieser Reliefs „halbverschüttet in einem Lagerhaus entdeckt“. Eine verwegene Formulierung. Denn die Elitesoldaten der Royal Navy retteten damals nicht mal eben ein paar Kunstschätze vor dem Vergessen. Die Wahrheit ist: Sie plünderten das Lagerhaus und brannten den gesamten königlichen Palast nieder.

Der Sieg über das Königreich Benin wurde 1897 begeistert gefeiert. Königin Victoria gratulierte der Royal Navy zum gelungenen Einsatz. Londoner Zeitungen brachten Sonderausgaben darüber, wie die britischen Truppen einem grausamen afrikanischen Königreich ein Ende bereitet hatten. Und es begann eine Odyssee von 3500 bis 4000 geraubten Objekten. Einige der schönsten Stücke gingen an die Queen, die meisten wurden nach Rückkehr der Truppen zur Finanzierung des Kriegs an Museen und Sammlungen in aller Welt verkauft. Viel von der Kriegsbeute behielten die Elitesoldaten selbst.

Mark Walker ist der Enkel eines solchen Soldaten. Um ihn zu treffen, geht die Reise nach Nord-Wales. Der pensionierte Herr empfängt im königlichen Yachtclub von Caernarfon. Draußen stürmt der Herbstwind, drinnen erinnern grüne Ledersessel, poliertes Kupfer und dunkles Holz an die guten alten Tage des britischen Empire. Walker, ein passionierter Hochsee-Segler, hebt sich ab von dieser Umgebung: Er trägt Sandalen ohne Socken, Jeans und eine abgetragene cognacfarbene Wildlederjacke. „Socken ziehe ich erst an, wenn ich auch Handschuhe brauche“, sagt er und setzt sich die Lesebrille auf.

Auf dem Tisch liegt das Tagebuch seines Großvaters von 1897. Captain Herbert Walker lief damals aus Liverpool zur „Benin-Strafexpedition“ aus. Mark Walker bekam das Tagebuch in den sechziger Jahren von seiner Großmutter gezeigt. Damals sah er auch zum ersten Mal die Bronzen, die sein Großvater als Beute mitgebracht hatte. Ein schöner bronzener Vogel diente als Türstopper. Mehr noch als die Kunstwerke faszinierte ihn aber das Tagebuch, in dem der Großvater die Invasion dokumentiert hatte. Es war voll von Zeitungsausschnitten und selbstgemachten Fotos. In gestochener Handschrift und militärisch kühl beschrieb er die Plünderung der Königsstadt Benin-City.

„20. Februar: Alles von Wert, das wir im Palast des Königs und den umliegenden Häusern gefunden haben, wurde im ‚Palaver

House‘ zusammengetragen. (...) Viele Bronzefiguren und geschnitzte Elfenbeinzähne wurden gefunden. Zwei Stoßzähne und zwei Leopardfiguren aus Elfenbein wurden für die Königin reserviert. Der Admiral und seine Leute waren sehr damit beschäftigt, Stücke zu ‚sichern‘, daher bezweifle ich, dass viel für die kleineren Fische übrig bleibt, selbst wenn wir Träger finden würden, die die Stücke abtransportieren könnten. Das ganze Camp ist voller Beute.

21. Februar: Den ganzen Morgen damit beschäftigt, Häuser niederzureißen.

23. Februar: Mit Niederreißen verbracht. Harte Arbeit.“

Auf den Aufnahmen: Dörfer nach der Zerstörung, geschnitzte Stoßzähne auf einem Haufen, Berge von Bronzeplatten. Bildunterschrift: „Beute“.

Mark Walker erbt die Bronzen mit über 70 Jahren. Seine Kinder waren nicht sonderlich daran interessiert. Und seine Frau mochte keinen Schnickschnack im Haus. Also entschied er sich, die Stücke den Menschen zurückzugeben, „denen sie kulturell etwas bedeuten“. Das aber war einfacher gedacht als getan.

Walker googelte und stieß auf Steve Dunstone, einen Sicherheitsunternehmer, der eine britische Hilfslieferung nach Nigeria begleitet hatte und auf die Bronzen angesprochen worden war. Ob er nicht etwas für die Rückführung tun könne, da die Bronzen für die Edo, das Volk des Königreichs Benin im heutigen Nigeria, von großer Bedeutung seien. Wobei die „Benin-Bronzen“ (die meist aus Messing sind) zum Synonym wurden für das gesamte Raubgut aus Benin-City, auch für Objekte aus Elfenbein, Holz oder Korallen.

Mark Walker brauchte Dunstone, denn Rückgaben sind nicht ungefährlich. Bei Nigeria-Fahrten wird zu gepanzerten Fahrzeugen geraten. Immer wieder werden Geschäftsleute entführt und Lösegelder erpresst. Die Bronzen sind kostbar. Wertvolle Stücke erzielen auf Auktionen Preise von mehreren Millionen Dollar.

Walker traf Steve Dunstone 2012 in Oxford und zeigte ihm eine Bronze-Glocke



Künstler: Victor Ehikhamenor

und den Ibis, der den Edo als Vogel der dunklen Vorsehung gilt. An wen sollte er die Bronzen zurückgeben? An die Regierung Nigerias? An den Bundesstaat Edo, in dem das Königtum Benin heute liegt? Oder an den Oba von Benin, den Nachfahren jenes Königs, dessen Palast die Briten 1897 geplündert hatten?

Als Walker der nigerianischen Botschaft in London seinen Plan schilderte, dem Oba die Werke zu übergeben, war man dort gar nicht begeistert. Die Objekte sollten vielmehr dem Kulturminister in Lagos übergeben werden, man stellte sogar die Übernahme der Reisekosten in Aussicht. Aber Walker beharrte auf seinem Wunsch und bezahlte selbst. Das Königshaus sollte die Stücke zurückbekommen.

Mark Walker hatte viel über die Rückgabe von Kunstschätzen gelesen, die jüdischen Familien von den Nazis geraubt worden waren. Häufig sei es die zweite Generation, die solche Stücke dann zurückgab. So wollte auch er es halten. Es sollte aber noch zwei Jahre dauern. Walker wurde 2014 in Benin-City empfangen, mehr als 1000 Gäste jubelten ihm auf dem Gelände des Königspalastes zu, es wurde getanzt und gesungen. Der damals schon 93 Jahre alte König hielt eine emotionale Rede, ebenso der Gouverneur des Bundesstaates Edo. Am Ende fand sich Walker umringt von Menschen. „Alte und Junge, Männer und Frauen, alle wollten mich anfassen und mir danken. Das war für mich der bewegendste Moment.“

Warum so viel Aufmerksamkeit, so viele Berichte in der Presse? Mark Walker hatte eine Antwort gefunden auf die Frage nach der Restitution von Raubkunst, über die im Westen jahrzehntelang nur von Fachleuten diskutiert wurde. Betroffen sind letztlich Abertausende von Antiquitäten aus ganz Afrika, die in europäischen und amerikanischen Sammlungen und Museen lagern oder auf dem Kunstmarkt hohe Summen erzielen.

Neben Großbritannien sind in keinem anderen Land so viele geraubte Benin-Bronzen gelandet wie in Deutschland.



Museumsdirektorin: Barbara Plankensteiner

Völkerkundliche Museen in Berlin, Köln, Dresden, Leipzig, Stuttgart, Mannheim oder München stellen sie aus. Hamburger Handelshäuser, die 1897 in Westafrika agierten, machten damit Geschäfte. Das Museum für Völkerkunde der Hansestadt kam zu einer ansehnlichen Sammlung. In der großen Eingangshalle des Museums bittet eine Mitarbeiterin resolut um Verständnis: Bitte keine Fotos! Man sei nicht glücklich mit den alten Ausstellungen und konzipiere gerade alles neu.

Seit April 2017 ist Barbara Plankensteiner Direktorin des Hauses. Die Fachfrau für das alte Königreich kuratierte 2007 eine Benin-Ausstellung am Museum für Völkerkunde in Wien (heute Weltmuseum), die auch in Paris, Chicago und Berlin gezeigt wurde. Es gelang ihr, wichtige Werke aus europäischen Museen zusammenzuführen und die nigerianische Regierung sowie das Königshaus in Benin einzubinden. Trotz des Erfolgs der Ausstellung sei damals ein fader Beigeschmack geblieben, sagt die Professorin. Das westliche Publikum bestaunte die spektakulären Ausstellungsstücke. Aber was war mit den Nachfahren der Urheber?

Mit ihrem nigerianischen Kollegen Nath Mayo Adediran überlegte Barbara Plankensteiner, ob eine solche Ausstellung nicht auch in Nigeria möglich sein könnte. 2010 organisierte sie ein Treffen europäischer und nigerianischer Experten. Es ging zunächst darum, „die Erwartungen der verschiedenen Parteien zu diskutieren“, sagt die 54 Jahre alte Ethnologin. Westliche Museumscuratoren hatten wegen der Restitutionsansprüche stets Abstand gehalten. Den Nigerianern war immer vorgehalten worden, ihr Land sei zu korrupt, ihre Museumsarbeit zu unprofessionell. In der Benin-Dialog-Gruppe begann nun ein diplomatischer Prozess. Die Experten konnten nicht über Rückgaben befinden, aber Vorurteile aufbrechen. Zum zweiten Treffen kam es 2011 in Berlin, zum dritten 2013 in Benin-City. Dort wurde der „Benin Plan of Action“ verabschiedet. Von Restitution ist darin keine Rede mehr.

Eine Ausstellung in Nigeria? Davon ist man immer noch weit entfernt. „Im Moment geht es um Dauerleihgaben“, sagt Plankensteiner. Investitionen in die nigerianischen Museen wären nötig. Sie hofft, eine Stiftung oder eine internationale Organisation zu finden, die das Benin-Projekt unterstützt. „Wir alle haben mit eigenen Finanzierungssorgen zu kämpfen. Da tut man sich schwer damit, für ein solches Projekt zusätzlich Geld aufzubringen.“

In den Hallen des Hamburger Museums kann man sich noch auf eine ethnologische Weltreise begeben, wie Völkerkundemuseen



FOTOS: LUTZ MÜCKE

Nicht nur Bronzen: Auch Schnitzereien aus Elfenbein gehören zur Beutekunst aus Benin, wie diese Maske der Königin Idia im Metropolitan Museum. Links die Figur eines Portugiesen.



Nach alter Tradition: Ein Handwerker an der Egun-Straße in Benin-City fertigt eine Wachsvorlage für den Bronzezusammenbau.

DIE BEUTE BRONZEN

se seit dem 19. Jahrhundert anbieten – vorbei an exotischen Masken der Südsee, einer ägyptischen Mumienhülle und einem „indianischen Cadillac, in dem gern Platz genommen werden darf“. In Zeiten, in denen die Welt durch Internet, Migration und Billigflüge zusammengedrückt ist, will ein solches Konzept nicht mehr so recht aufgehen. Das ethnologische Narrativ vom Vordringen in die Seelen exotischer Völker und dunkler Kontinente wirkt verbraucht bis bizarr. Die drei Hamburger Benin-Bronzen in der Ausstellung „Africa's Top Models“ stehen unter dem Slogan „Jung, Potent, Mächtig schön“. Derweil lagert die beachtliche Benin-Sammlung von etwa 150 Objekten im Depot. Benin bekomme seinen Platz in der Dauerausstellung, wenn diese neu gestaltet sei, sagt Plankensteiner. Aber wann wird das sein? Seit 20 Jahren hat „eines der wichtigsten ethnographischen Museen in Europa“ nicht einmal das Geld für die Kuratorenstelle der Afrika-Sammlung. Plankensteiner hofft auf Fundraising, auf die reiche Stadt Hamburg.

Auf vielen Völkerkundemuseen lastet ein großer Modernisierungsdruck. Die Zeiten der Kuriositätenkabinette und völkischer Vitrinen-Zuordnungen sind vorbei. Ein starker Impuls für den Wandel erreicht die ethnologischen Museen durch die Debatte um das Humboldt-Forum.

Auch das Berliner Ethnologische Museum zählt zu den wichtigsten völkerkundlichen Einrichtungen. Hier findet sich die zweitgrößte Sammlung an Benin-Objekten, etwa 550 Stück. Seit Januar

2017 ist das Museum wegen Umzugs geschlossen. Das 1873 gegründete Haus lag bislang abseits, in Dahlem, und soll nun im neu aufgebauten Berliner Stadtschloss, im Humboldt-Forum, eröffnet werden. Eine halbe Milliarde Euro wurde ins Schloss investiert. Die Hauptstadt möchte sich im Kreis der „weltweit führenden Kultur- und Museumsstädte“ etablieren. Doch die Zweifel wuchsen spätestens im Sommer 2017, als die französische Kunsthistorikerin Bénédicte Savoy, die an der Technischen Universität lehrt, aus der Expertenkommission des Humboldt-Forums austrat, weil es eine Pro-forma-Veranstaltung sei, der es an Transparenz, Teingeist und Verantwortungsbewusstsein mangle.

Der Stiftung Preußischer Kulturbesitz (SPK), die im Humboldt-Forum die ethnologischen Sammlungen präsentieren soll, attestierte sie „Sklerose“. Die „Schweineerei“ aus 300 Jahren Sammeltätigkeit behandle man wie Atommüll, den man unter einer Bleiendecke begrabe. „Humboldt, Provenienz, Multiperspektivität, Shared Heritage“ – das seien nur Schlagworte. Seitdem versuchen die Gründungsintendanten des Humboldt-Forums, der einstige Direktor des Britischen Museums, Neil MacGregor, SPK-Präsident Hermann Parzinger und der



Sänger: Adekunle Gold

Kunsthistoriker Horst Bredekamp, den Schaden zu begrenzen. Provenienzforschung, so meinen sie, sei „die DNA“ des Humboldt-Forums.

Mnyaka Sururu Mboro und Christian Kopp lächeln darüber. Mboro, 66 Jahre alt, ist aus Tansania nach Deutschland gekommen. Er meint, selbst der Umgang des Ethnologischen Museums mit den Tausenden Menschenknochen aus Afrika, die zu rassenanthropologischen Forschungs- und Sammelzwecken während der Kolonialzeit nach Berlin gebracht worden waren, sei peinlich. Darunter seien auch Gebeine prominenter Aufstandsführer, die von deutschen Kolonialbeamten hingerichtet wurden. Die Nachkommen wollten die Gebeine seit Jahrzehnten zurück, bewegt habe sich aber wenig. Mboro und Kopp gehören zum Netzwerk „No Humboldt 21!“, das die Schlossbefürworter mit Demonstrationen, Podiumsdiskussionen und Mitspracheforderungen nervt. Das neue Konzept des Humboldt-Forums, so meinen die Aktivisten, verletze die Würde und die Eigentumsrechte von Menschen, sei eurozentrisch und restaurativ.

Die Stiftung Preußischer Kulturbesitz habe sogar juristische Schritte angedroht, weil die Initiative angeblich das Logo der Stiftung und des Forums missbraucht habe. Im stilisierten Logo der Initiative schmilzt der preußische Adler weinend dahin. Kopp, 49 Jahre alt und Mitarbeiter des Vereins Berlin Postkolonial, kritisiert, viele der mehr als 500.000 Sammlungsstücke des Museums seien nur durch koloniale Machtausübung nach Berlin gekommen. Diese Hintergründe müssten transparent gemacht werden, und es müsse eine Debatte über die Restitution von Raubkunst her, auch zu den Benin-Bronzen. Mboro trinkt in einem Café in der Nähe des Schlosses seinen Saft aus und muss schnell los. Er ist Stadtführer für Berliner Kolonialgeschichte. Trotz kalten Dauerregens warten draußen 30 Leute auf ihn.

Im Exil wirken die Benin-Bronzen museal, scheinen aus längst vergangenen Epochen zu uns herüber zu schauen. Um ihre wahre Bedeutung zu verstehen, muss man nach Nigeria, wo die Debatte nicht theoretisch ist. Der Direktflug von Frankfurt nach Lagos, dem 20-Millionen-Moloch, dauert sechs Stunden. In einem der besseren Viertel auf dem Festland hat der nigerianische Superstar Adekunle Gold sein Apartment. Der Dreißigjährige ist Künstler und Sänger. Vor zwei Jahren startete er mit einer Single in den nigerianischen Charts, es folgte ein Album, das es auf Platz sieben der weltweiten Billboard-Charts schaffte. Er ist gerade auf dem Sprung nach New York, aber nimmt sich noch Zeit – „wegen dieses Themas“. Seine Musik ist sanft, zu den Bronzen aber findet er harte Worte: „Wie kann es sein, dass ich bis nach London fliegen muss, um etwas anzuschauen, was zu meiner Kultur gehört, das uns gestohlen wurde?“



König: Oba von Benin

So wie er fühlt das halbe Land. Die musealen Debatten im Westen – in Nigeria sind sie ein nachwirkendes koloniales Trauma. Victor Ehikhamenor, einer der

Künstler, die 2017 erstmals Nigeria auf der Kunstbiennale in Venedig repräsentierten, geriet dort prompt in einen Kulturkampf. Als er die Ausstellung von Damien Hirst besuchte, sah er eine Plastik, die er aus seiner Heimat kannte. Hirst hatte sich bei den nigerianischen Ife-Köpfen bedient. Da Ehikhamenor keinen Verweis auf den afrikanischen Ursprung fand, entrüstete er sich auf Instagram und trat damit eine Debatte über kulturelle Aneignung los.

Dem Künstler, der eine Ausstellung für London fertigstellt, ist das Thema „enorm wichtig“. Sein Atelier liegt im Stadtteil Ikoyi. Um vom Festland dorthin zu kommen, überquert man die große Lagune von Lagos über die längste Brücke Westafrikas. Auf den vorgelagerten Inseln wohnten in der Kolonialzeit die Europäer. Heute befinden sich in Ikoyi Galerien, Agenturen, Banken, Clubs. Ehikhamenors Atelier liegt in einem zweistöckigen Haus. Unten wird gebaut. Wenn Lagos ein Geräusch wäre, dann das des Baulärms, der nur von Stromausfällen unterbrochen wird. Hämern und Bohren begleiten das Interview.

Der Künstler, der aus Benin-City stammt, erinnert sich noch gut daran, wie er die Bronzen zum ersten Mal sah, im British Museum. „Ich hätte damals fast geweint. Es war überwältigend.“ Dass er dafür bis nach London fahren musste, erzürnt ihn. „1897 – das war auch ein ökonomischer Krieg gegen uns. Und der hält bis heute an.“ Kein Nigerianer bekomme ein Visum, wenn er angebe, er wolle ein Museum in London, New York oder Berlin besuchen, um die Kulturgüter seines Landes zu betrachten. Mit Eintrittsgeldern, Katalogen und Bildrechten werde viel Geld verdient. Die Museen seien wichtige Anziehungspunkte für Touristen. Auch deshalb sollten die Bronzen in das Land ihres Ursprungs zurückkehren.



Stehen zum Verkauf: In Geschäften in Benin-City werden neue Bronzen angeboten – in aller Welt sind viele alte Originale in Museen und Privatsammlungen verstreut.

Ehikhamenor sieht aber auch die nigerianische Regierung in der Pflicht: „Wenn wir sie zurückbringen wollen, müssen wir ihnen einen Platz einräumen. Den Bus winken alle durch, vermutlich wegen der Aufschrift. Endlich erreicht er Benin-City, ohne Zwischenfälle. God is good!“

In der Stadt herrscht Trubel. Der neue König hat erst vor einem Jahr den Thron bestiegen, nachdem sein Vater gestorben war. Nun feiert Oba Ewuare II das Jubiläum. Das Volk strömt zum Palast, der an jener Stelle wieder erstand, an der 1897 der alte Palast von der Royal Navy abgebrannt worden war. Die Palastmauer im Zentrum der Stadt ist ockerrot. Das Tor zum Vorhof steht offen. Bewaffnete kontrollieren auch die Kleiderordnung. Wer schwarz trägt, wird nach Hause geschickt; die Nicht-Farbe gilt als böses Omen.

Auf dem Vorplatz warten alle auf den Oba. Die alten Herrscherhäuser Nigerias sind heute wieder mächtig. Zum Inthronisierungsfest kommen hohe Gratulanten aus Calabar, Lagos, Jos. Das Kalifat Sokoto und das Königshaus Ile-Ife haben Abgesandte geschickt. Die Delegationen bestehen aus Dutzenden Oberhäuptern, Familienmitgliedern, Politikern. Teils 1000 Kilometer weit sind Tänzer, Sänger, Musiker

Manchmal liegen Bäume quer, dann weichen alle auf die Gegenfahrbahn aus. An Straßensperren halten Uniformierte Autos an und gestikulieren mit Maschinenpistolen, wenn man weiterfahren soll. Den Bus winken alle durch, vermutlich wegen der Aufschrift. Endlich erreicht er Benin-City, ohne Zwischenfälle. God is good!

Der neue König hat erst vor einem Jahr den Thron bestiegen, nachdem sein Vater gestorben war. Nun feiert Oba Ewuare II das Jubiläum. Das Volk strömt zum Palast, der an jener Stelle wieder erstand, an der 1897 der alte Palast von der Royal Navy abgebrannt worden war. Die Palastmauer im Zentrum der Stadt ist ockerrot. Das Tor zum Vorhof steht offen. Bewaffnete kontrollieren auch die Kleiderordnung. Wer schwarz trägt, wird nach Hause geschickt; die Nicht-Farbe gilt als böses Omen.

Auf dem Vorplatz warten alle auf den Oba. Die alten Herrscherhäuser Nigerias sind heute wieder mächtig. Zum Inthronisierungsfest kommen hohe Gratulanten aus Calabar, Lagos, Jos. Das Kalifat Sokoto und das Königshaus Ile-Ife haben Abgesandte geschickt. Die Delegationen bestehen aus Dutzenden Oberhäuptern, Familienmitgliedern, Politikern. Teils 1000 Kilometer weit sind Tänzer, Sänger, Musiker

Manchmal liegen Bäume quer, dann weichen alle auf die Gegenfahrbahn aus. An Straßensperren halten Uniformierte Autos an und gestikulieren mit Maschinenpistolen, wenn man weiterfahren soll. Den Bus winken alle durch, vermutlich wegen der Aufschrift. Endlich erreicht er Benin-City, ohne Zwischenfälle. God is good!

Manchmal überönt ihn sogar das Gewitzcher des Kanarienvogels, dessen Käfig neben dem Thron hängt. Prinz Edun Akenzua weist so ruhig wie nachdrücklich darauf hin, dass die Plünderung der Briten vorsätzlich gewesen sei. „Bevor die Strafexpedition losgeschickt wurde,

Manchmal überönt ihn sogar das Gewitzcher des Kanarienvogels, dessen Käfig neben dem Thron hängt. Prinz Edun Akenzua weist so ruhig wie nachdrücklich darauf hin, dass die Plünderung der Briten vorsätzlich gewesen sei. „Bevor die Strafexpedition losgeschickt wurde,

Manchmal überönt ihn sogar das Gewitzcher des Kanarienvogels, dessen Käfig neben dem Thron hängt. Prinz Edun Akenzua weist so ruhig wie nachdrücklich darauf hin, dass die Plünderung der Briten vorsätzlich gewesen sei. „Bevor die Strafexpedition losgeschickt wurde,

Manchmal überönt ihn sogar das Gewitzcher des Kanarienvogels, dessen Käfig neben dem Thron hängt. Prinz Edun Akenzua weist so ruhig wie nachdrücklich darauf hin, dass die Plünderung der Briten vorsätzlich gewesen sei. „Bevor die Strafexpedition losgeschickt wurde,

Manchmal überönt ihn sogar das Gewitzcher des Kanarienvogels, dessen Käfig neben dem Thron hängt. Prinz Edun Akenzua weist so ruhig wie nachdrücklich darauf hin, dass die Plünderung der Briten vorsätzlich gewesen sei. „Bevor die Strafexpedition losgeschickt wurde,



Kurator: Theophilus Umogbai



Raubkunstjäger: Christopher Marinello

FOTOS: LUTZ MOHRKE

DIE BEUTE BRONZEN

gab es einen Brief an das Foreign Office in London, in dem mitgeteilt wurde, dass im Palast in Benin genug Schätze zu finden seien, um einen Krieg zu refinanzieren.“

Prinz Edun Akenzua fordert, wie sein König, die Rückgabe der Bronzen. Im Jahr 2000 trug er die Restitutionsansprüche auch in London vor dem Unterhaus vor, einer von vielen erfolglosen Versuchen. Auf die Frage nach der Sicherheit in nigerianischen Museen antwortet er: „Das ist, als ob man Ihr Auto klauen würde, Sie den Dieb finden und es zurückfordern, und man sagt Ihnen daraufhin, dass der neue Besitzer viel besser mit dem Auto umgehe als Sie, und Sie müssten erst eine Garage bauen, um es zurückzubekommen.“

Ministerpräsident Godwin Noghhehase Obaseki hat seinen Amtssitz im Zentrum der Stadt im Edo State Government House. Auch für ihn hat das Thema Benin-Bronzen höchste Priorität. Der Termin wird kurzfristig ermöglicht. Obaseki kommt mit schnellem Schritt ins Sitzungszimmer. „Diese Kunstwerke verkörpern das, was wir sind: unser Volk, unsere Kultur, unsere Religion, auch einen Teil unserer politischen Struktur“, sagt er. „Sie sind Symbole unserer Identität. 100 Jahre nachdem sie uns mit fürchterlicher Gewalt entrissen wurden, versuchen wir immer noch, sie zurückzubekommen. Was 1897 passierte, hat unser ganzes Volk traumatisiert. Es war ein Schock. Vergessen Sie nicht, dass Benin einst eine Weltmacht war.“

Der Ministerpräsident sagt, die Rückholung der Bronzen könne dabei helfen, das koloniale Trauma zu überwinden. Seine Regierung arbeite mit dem Königshaus, „dem rechtmäßigen Besitzer“, und der Zentralregierung in Abuja zusammen. Man werde auch Wege finden, dieses Weltkulturerbe in Benin-City der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Obaseki, 58 Jahre alt, ist seit knapp zwei Jahren im Amt. Er studierte Wirtschaft und Finanzen an der Columbia University, organisierte Weltbankprojekte und arbeitet federführend am Entwicklungsplan für Edo State, einen von 36 nigerianischen Bundesstaaten. Wegen der fruchtbaren Böden und des guten Klimas sind die landwirtschaftlichen Erträge gut, es gibt Bodenschätze, Öl, Gas, Kautschuk, Palmöl. Große Infrastrukturprojekte sind geplant. China soll einen Hochseehafen und Straßen bauen, man will diversifizieren, weg von der Erdöl-Abhängigkeit. Auch Tourismus soll dabei eine Rolle spielen. Das Museum im Zentrum der Stadt sei gerade erst in Kooperation mit amerikanischen Partnern renoviert worden: „Schauen Sie sich das Haus und die neue Ausstellung an!“

Alle großen Straßen in Benin-City laufen strahlenförmig auf den King's Square zu, eine riesige Verkehrsinsel inmitten der 1,5-Millionen-Metropole. Innerhalb dieses Rondells steht das Nationalmuseum, ein zylinderförmiger Bau. Es ist eine Murprobe, über die vielen Fahrspuren durch den tosenden Verkehr auf die Museumsinsel zu kommen. Die Tour von Museumsführer Ikuehi Omonkhuwa durch die tausendjährige Geschichte des Königreichs nimmt eine Stunde lang gefangen. Es geht vorbei an Sockeln, Schautafeln, Benin-Bronzen und Replikas, Plastiken der Königin-Mutter,



In Amerika: Auch im Museum of Fine Arts in Boston sind zahlreiche Benin-Bronzen ausgestellt.

Bronzen einiger Obas, wandgroßen historischen Fotos vom britischen Überfall 1897, Bildern von Objekten, die heute in westlichen Museen und Sammlungen ausgestellt sind. Omonkhuwa erzählt so spannend wie lehrreich. Die Sammlung ist neu sortiert, das Museum frisch renoviert. Während der Führung läuft das Notaggregat, der Strom ist ausgefallen. Die großen neuen Klimageräte ringen mit der tropischen Hitze um die Lufthoheit.

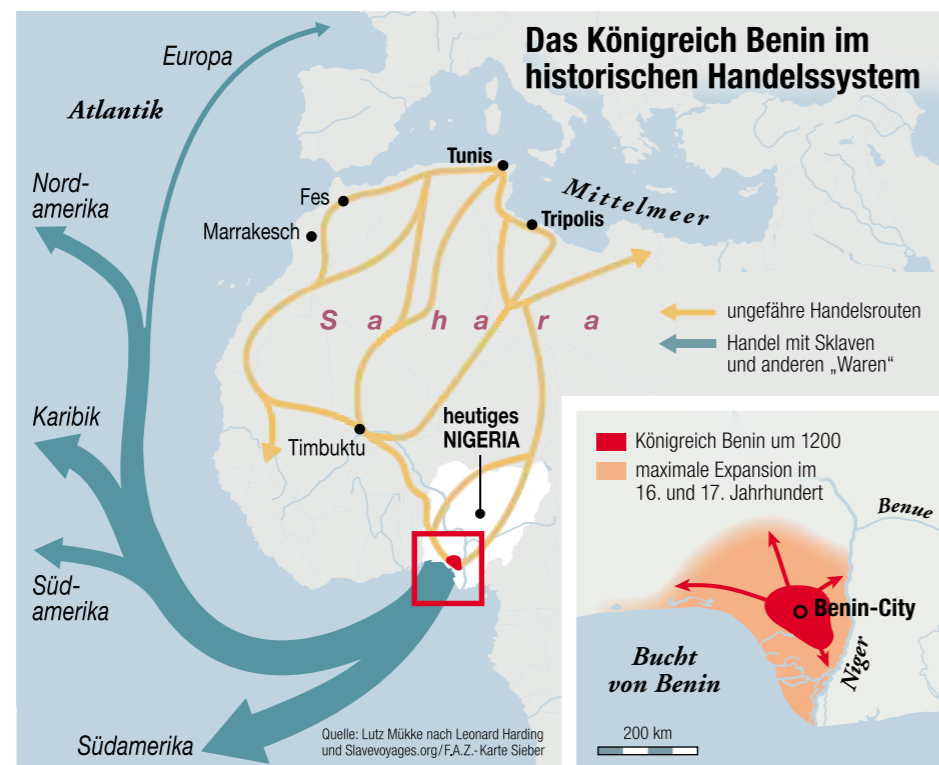
Im zweiten Geschoss wird eine Ausstellung über Solomon Osagie Alonge (1911–1994) gezeigt, einen Fotografen aus Benin-City. Die Ausstellung kam als Geschenk der Smithsonian Institution hierher, nachdem sie in Washington von 2014 bis 2016 gelaufen war. Für Smithsonian war es die erste Ausstellung in Afrika. Anlässlich der Eröffnung traf Oba Ewuare II auch den amerikanischen Botschafter in Nigeria. Trotz aller Dankbarkeit über die Finanzhilfen für die Renovierung des Museums machte der König klar, dass er an den Restitutionsansprüchen festhalte. Auch im Smithsonian befinden sich einige der geraubten Antiquitäten.

„Wir haben hier viel investiert und das Museum wieder auf Vordermann gebracht“, sagt Theophilus Umogbai, Kurator des Nationalmuseums. Dafür sei mit Unterstützung vom Smithsonian ein Benin-Komitee gegründet worden, über das Mäzene und Sponsoren Geld zur Verfügung stellen. Auch der Bundesstaat Edo habe geholfen. „Die Regierung von Nigeria will die geplünderten Objekte zurück“, sagt Umogbai. Die westliche Debatte darüber,

wie die Museen in London, New York oder Berlin der Welt gezeigt hätten, dass Afrikaner „nicht auf Bäumen lebten, sondern in der Lage sind, solche tollen Dinge herzustellen“, sei eine einzige Beleidigung. „Wir waren nie primitiv!“

Den Briten sei es letztlich nur darum gegangen, Handelsstraßen und Marktzugänge zu erobern. Das letzte noch unabhängige Königreich in der Region sollte weg. Umogbai gestikuliert: „Als Museumsman sollte ich nicht so emotional sein, aber ich kann nicht anders.“ Über das Argument seiner westlichen Kollegen, die Kunstgegenstände könnten im Fall einer Rückgabe in Nigeria nicht richtig präserviert werden, kann der Kurator nur bitter lachen: „Viele dieser Objekte waren mehr als 500 Jahre lang in unserem Besitz, bevor die Briten sie plünderten. Also keine Angst!“ Nur weil einige Kunstgegenstände aus nigerianischen Museen von Kriminellen gestohlen wurden, könne man nicht eine ganze Gesellschaft bestrafen.

Im Dorf Ugbine ist die Gedenkstätte der Kämpfe von 1897. Als der schwarze Geländewagen hält, springen Soldaten und Polizisten aus dem Begleitbus. Sie sichern das Gelände für Osaze Osemwegie-Ero, den Kommissar für Kunst, Kultur, Tourismus und Diaspora-Angelegenheiten des Bundesstaates Edo. „Wir haben viel vor“, sagt er in der flirrenden Mittagshitze. Der Kommissar skizziert Zukunftsvisionen von einem Tourismus-Cluster, in das ein Museum für die Kunst und Kultur Benins ebenso gehört wie Erinnerungsorte für die koloniale Vergangenheit.



Aus der anderen Richtung kam diesen Weg im Januar 1897 eine britische Abordnung unter Generalkonsul James Phillips: neun Briten und 230 afrikanische Träger. Phillips wollte in Benin-City Oba Ovonramwen sprechen. Es war eine Zeit religiöser Zeremonien. Man bat ihn, nicht zu kommen, aber er kam doch. Wo seine Delegation von Krieger Benins am 4. Januar 1897 aufgerieben wurde, steht heute eine Gedenkstätte. Nur zwei Briten und 20 Träger kehrten zurück, viele weitere Träger wurden verschleppt.

Das „Benin-Massaker“, wie die Briten es nannten, war der Anlass für das Empire, gegen das letzte noch unabhängige Königreich der Region loszuschlagen. Wenige Wochen später waren Elitetruppen aus Kapstadt, Malta und London zusammengezogen. 1200 schwer bewaffnete Royal Marines und afrikanische Begleittruppen sowie mehr als 1400 Träger marschierten in Benin ein. Der Krieg dauerte zehn Tage. Gegen die britischen Waffen hatten die Benin-Krieger, die sich durch magische Kräfte gefeit wähnten, keine Chance. Maxim-Maschinengewehre und Granatwerfer hämmerten Hunderttausende Schuss auf Dörfer, ins Dickicht des Dschungels und auf die Feinde. Die Briten töteten Tausende Benin-Kämpfer, bis sie am 18. Februar 1897 die Hauptstadt einnahmen und etwas später niederbrannten. Für sie war die Invasion ein Erfolg: Sie verloren keine 20 Mann, und der Krieg kostete statt der kalkulierten 50.000 nur 30.000 Pfund. In Großbritannien schwärmte man von der waffentechnischen Überlegenheit und der logistischen Meisterleistung.

Die meisten Bronzen wurden zur Refinanzierung des Kriegs genutzt. Noch heute tauchen Objekte aus Benin auf Auktionen in Paris, London oder New York auf. Über die Jahre stiegen die Preise exorbitant. Im Jahr 2007 zahlte ein privater Bieter bei Sotheby's 4,7 Millionen Dollar für einen Oba-Kopf aus Bronze. Auch bei Christie's erzielten Bronzen aus Benin hohe Summen. Was sie so wertvoll macht? „Die besten Bronzen sind von universellem Reiz. Ihre bemerkenswerte Ästhetik und ihre künstlerische Qualität machen sie zu einer der ältesten Säulen der afrikanischen Kunst“, sagt Susan Kloman, bei Christie's in New York Spezialistin für Kunst aus Afrika und Ozeanien. Schon immer seien diese Antiquitäten auf dem Kunstmarkt begehrt gewesen.

Bei den ersten Versteigerungen 1897 in London erstannte der Sammler über die Kunstfertigkeit. Die Europäer wollten einfach nicht glauben, dass Afrikaner fähig sind, so etwas herzustellen. Wissenschaftler diskutierten jahrzehntelang darüber, ob der Stil der Bronzen „von wenigen rein afrikanischen Elementen abgesehen“, nicht eigentlich portugiesischen, deutschen, indischen, chinesischen oder gar japanischen Ursprungs sei. Die akademischen Diskurse steigerten den Marktwert der Platten, Köpfe und Elfenbeinmasken noch. Viele wechselten mehrfach die Besitzer.

Doch das ändert sich langsam. 2011 gaben Erben des britischen Kolonialverwalters Lionel Galway eine Benin-Maske zur Auktion bei Sotheby's. Gegen den Verkauf wurde protestiert. Plötzlich begann die Presse über das heikle Thema zu recherchieren. Sotheby's zog die Maske von der Auktion zurück. Zwei Jahre später sorgten zwei Kunstobjekte aus China bei Christie's für Ärger. „Wir sind einem ehrenhaften Handel mit Antiquitäten verpflichtet“, sagt Christie's-Spezialistin Kloman. „Dabei sind wir sehr sensibel für die kom-

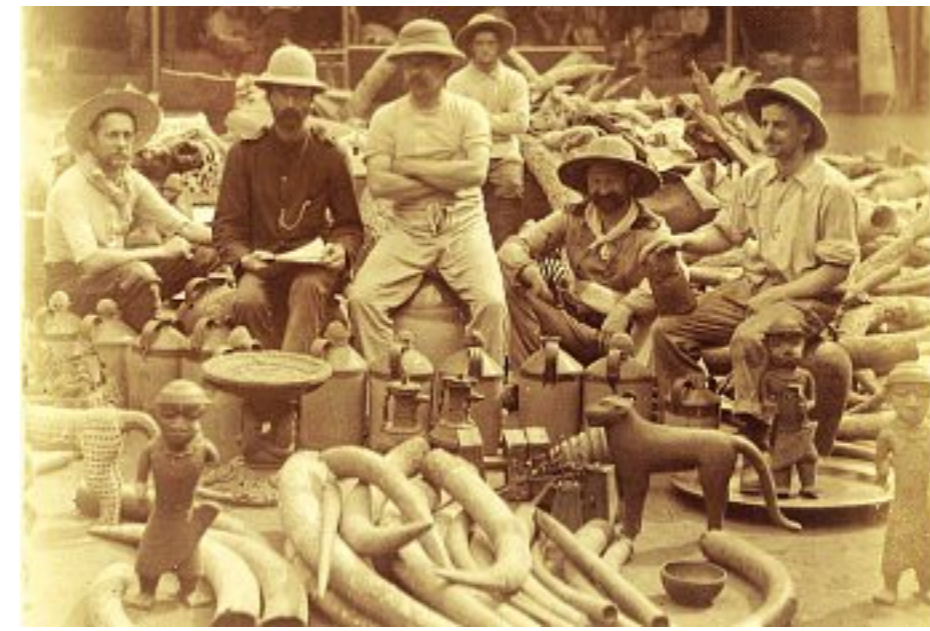
plexe Moral und die rechtlichen Herausforderungen beim Verkauf solcher Kunstwerke, die zu einer Zeit erworben wurden, als es noch keine Exportgesetze gab.“ Christie's arbeitet mit der UN-Kulturorganisation Unesco und mit Strafverfolgungsbehörden zusammen. „Das kann auch bedeuten, dass wir Objekte ablehnen“, sagt Kloman.

Auch bei Sotheby's versichert man, strenge Regeln bei sensiblen Kulturgütern anzuwenden. Man sei das erste Auktionshaus mit Compliance-Programm gewesen und habe für solche Fälle strikte Richtlinien. Bevor etwas versteigert werde, untersuchten Fachleute des Hauses die Herkunft. Jedes Stück, das angeboten werde, gleiche man mit Datenbanken für gestohlene Kulturgüter ab. In diesen Datenbanken tauchen Benin-Bronzen aber gar nicht auf. Denn sie sind noch nicht als gestohlene Kulturgüter anerkannt.

Christopher Marinello wird auch der „Robin Hood der Kunst“ genannt. Der 55 Jahre alte Anwalt hat in aller Welt Raubkunst im Wert von 500 Millionen Euro aufgespürt und dafür gesorgt, dass ihre rechtmäßigen Besitzer sie zurückbekommen oder man sich finanziell einigt. Marinello, dessen Firma Art Recovery International Dependancen in Mailand, London und New York hat, zählt auf, was er in privaten Sammlungen, auf dem Kunstmarkt und in Museen aufgespürt hat: Bilder von Matisse, Degas, Picasso, Crivelli, Duccio; Uhren, Münzen, Waffen; einen raren Bentley. Manchmal waren dafür Undercover-Methoden nötig, manchmal arbeitete er mit der Polizei zusammen.

Den Benin-Fall kennt Marinello gut. „Stellen Sie sich nur einmal vor, wo dieser Teil Afrikas heute sein könnte, ohne die kulturelle Vergewaltigung, die dieser Zivilisation angetan wurde.“ Die Benin-Objekte seien auf grausame Weise geraubt worden. Für eine Rückgabe seien die Chancen heute allerdings so groß wie nie. Der französische Präsident Emmanuel Macron sagte im November 2017 vor Studenten in Burkina Faso, sich persönlich dafür einsetzen zu wollen, afrikanische Raubkunst zu reparieren. „Das ist eine Zeitenwende“, sagt Marinello.

Der Kunstdetektiv kennt sich zwar aus in der komplizierten internationalen Gesetzeslandschaft, bevorzugt aber einen anderen Lösungsansatz. Er verweist auf die Washingtoner Erklärung von 1998. Sie sei zwar rechtlich nicht bindend und für die Raubkunst der Nationalsozialisten formuliert. Aber an die Prinzipien könne man sich auch im Fall der Benin-Plünderungen halten: Archive zugänglich machen, ge-



„Beute“: Britische Soldaten präsentieren 1897 die Schätze aus dem Königspalast. Foto British Museum

raubte Gegenstände identifizieren, ein zentrales Register zur Erfassung von Raub- und Beutekunst aufbauen und eine Vermittlungsstelle einrichten. Mediation ist seine bevorzugte Methode. Die beteiligten Parteien sollten eine formelle Schlichtung in Erwägung ziehen. „Die besten Köpfe im Kulturerbe-Feld könnten eine gütliche Lösung finden. Dann wäre dieses schreckliche Unrecht endlich geligt.“

Was ist so einfach? Warum hat sich dann bisher so wenig bewegt? „Zu reden ist billig“, sagt Marinello. Immerhin sieht er die Benin-Dialog-Gruppe als den Beginn einer Debatte. „Aber die Geschichtsbücher erzählen uns noch immer nicht die Wahrheit. Kaum jemand kennt die Verbrechen.“ Deshalb empfiehlt er dem König von Benin, die Geschichte jedem zu erzählen: „Helfen Sie dem Westen zu verstehen, wie der Kolonialismus ihre Kultur zerschunden hat. Vielleicht springen ja Steven Spielberg, George Clooney oder Angelina Jolie mit einem Film bei.“

Die Diskussionen über die Korruption und die Sicherheitslage in Nigeria hält Marinello für einen alten Trick mit rassistischem Unterton. „In Nigeria gibt es nicht mehr und nicht weniger Museumsdieb-

AUF DER SPUR DER RAUBKUNST
An der Rechercheoperation über den Benin-Kunstschatz arbeitete ein Team von nigerianischen und deutschen Journalisten in Europa, Afrika und den Vereinigten Staaten. In diesen Tagen erscheinen in der F.A.Z. und auf FAZ.NET weitere Beiträge zum globalen Handel mit afrikanischen Kunstgütern und den Wegen von Benin-Bronzen in westliche Museen. Die Recherchen, die monatelang dauerten, wurden unterstützt vom Verein „Fließ und Mut“ und dessen „Kartographen-Mercator-Stipendienprogramm“ für Journalisten. Siehe www.faz.net/beninbronzen

stahle als in anderen Ländern auch.“ Das British Museum habe in der Debatte über die Rückgabe der Marmorskulpturen und -fragmente der Akropolis ähnlich argumentiert. Daraufhin baute Griechenland, wie verlangt, ein erstklassiges Gebäude für die Kunstschatze. Aber die griechischen Skulpturen stehen noch heute in London.

Die Spur der Bronzen führt auch in eine Stadt, die wie aus einem Märchenbuch gefallen scheint, mit mittelalterlichen Zinnen, verwinkelten Aufgängen und gotischen Säulenhallen. Das Jesus College, im Jahr 1496 gegründet, ist ein Teil der Universität Cambridge. Kaum einer der vielen Studenten, die in den vergangenen Jahrzehnten in der holzvertäfelten Dining Hall speisten, dürfte gewusst haben, dass der Bronze-Hahn auf einem Sockel am Eingang des Saals aus den Benin-Plünderungen stammte.

Mit diesem Unwissen hatte es 2016 ein Ende. Studenten, unter anderem mit nigerianischem und ghanaischem Hintergrund, organisierten eine Kampagne zur Rückgabe des Hahns an das Königshaus in Benin-City. Nach emotionaler Debatte votierte die Mehrheit der College-Studenten dafür, dass der Okhokho-Hahn zurückgegeben werden solle. Daraufhin entfernte die College-Leitung den Hahn.

Damit war die Debatte aber noch nicht zu Ende. Die „Times“ veröffentlichte im März 2016 das Schreiben eines wohlhabenden College-Alumni, der verlangte, den Hahn wieder aufzustellen – sonst werde er das College aus seinem Testament streichen. Die College-Leitung habe auf die Forderungen von „albernen Studenten“ zu „nachlässig“ reagiert. Dagegen müsse das „Old-boy-Netzwerk“ etwas tun.

Das College beriet sich mit Fachleuten, und im April 2017 traf sich die Benin-Dialog-Gruppe in der Universitätsstadt. Aus Nigeria reisten Prinz George Akenzua und Yusuf Abdallah Usman an, der damalige Direktor der nigerianischen Museumsbehörde. Das Treffen hinterließ bei vielen Studenten einen faden Beigeschmack. Der Prinz habe zwar die Rückführungsansprüche bekräftigen können. Aber der Empfang der nigerianischen Delegation sei äußerst bescheiden gewesen. Und in der Expertenrunde war von Rückgabe keine Rede mehr, sondern nur noch von Leihgaben.

Im Hinterhaus des College-Gebäudes an der Mill Lane hat die Studentenzeitung „Varsity“ ihre Räume. Ein paar Tische, ein paar Computer, Archivregele – und eine blonde Perücke, die aufziehen muss, wer Grammatikfehler macht. Etwa 60 Studenten arbeiten für die Zeitung, die während der Vorlesungszeit wöchentlich erscheint. Louis Ashworth, ein 23 Jahre alter Englisch-Student, hat über die Benin-Geschichte in „Varsity“ ein halbes Dutzend große Artikel geschrieben. „Wir wissen nicht, wo der Hahn jetzt ist“, sagt er. „Er ist irgendwo weggeschlossen. Die Leitung schweigt. Das wird alles in Hinterzimmern besprochen.“

Die College-Leitung setze vielleicht darauf, dass die Studentenschaft ein kurzes Gedächtnis habe, weil die meisten Studenten ohnehin nur einige Semester bleiben. „Aber es handelt sich um einen tiefgreifenden Umbruch“, sagt Ashworth. In Cambridge werde gerade über die „Dekolonialisierung des Lehrplans“ diskutiert. Und den Studenten sei es nicht mehr egal, wenn eine solche Figur afrikanische Kommilitonen schmerze, zumal Studenten heute nicht politikverdrossen seien, sondern sich engagierten. In einem „Varsity“-Kommentar heißt es: „Die Benin-Bronzen kann man nur noch als Symbol des historischen Hooliganismus Großbritannien und des Leids Nigerias betrachten.“

So behertzen gehen nicht alle im Vereinigten Königreich mit dem Thema um. Ein Interview mit dem Direktor des British Museum über die größte Benin-Bronzen-Sammlung der Welt ist leider nicht möglich. Nach der ersten Anfrage geht es monatelang hin und her. Schließlich teilt die Sprecherin des Museums mit, der Direktor setze zur Zeit andere Prioritäten. Es bleibt also unklar, was das British Museum damit meint, dass britische Soldaten die Benin-Bronzen „halbverschlütert in einem Lagerhaus entdeckten“.

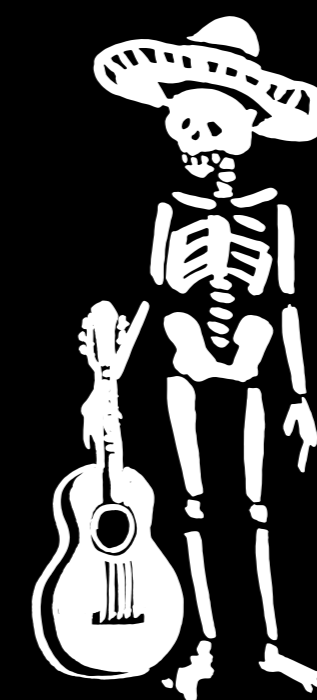
Mitarbeit: Eromo Ebejule, John Eromosele, Emmanuel Ikhenobome

1860
SONJA QUANDT
SILBERMANUFAKTUR
www.Sonja-Quandt.com



Kleid von The Row, Schuhe von Jimmy Choo

dia de los Muertos

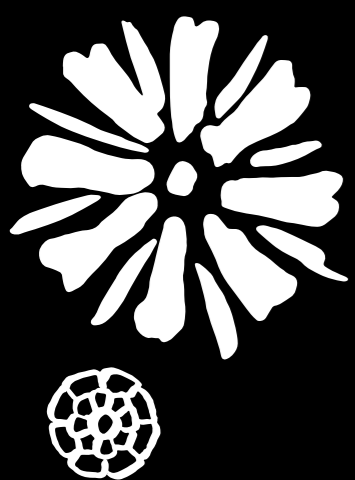
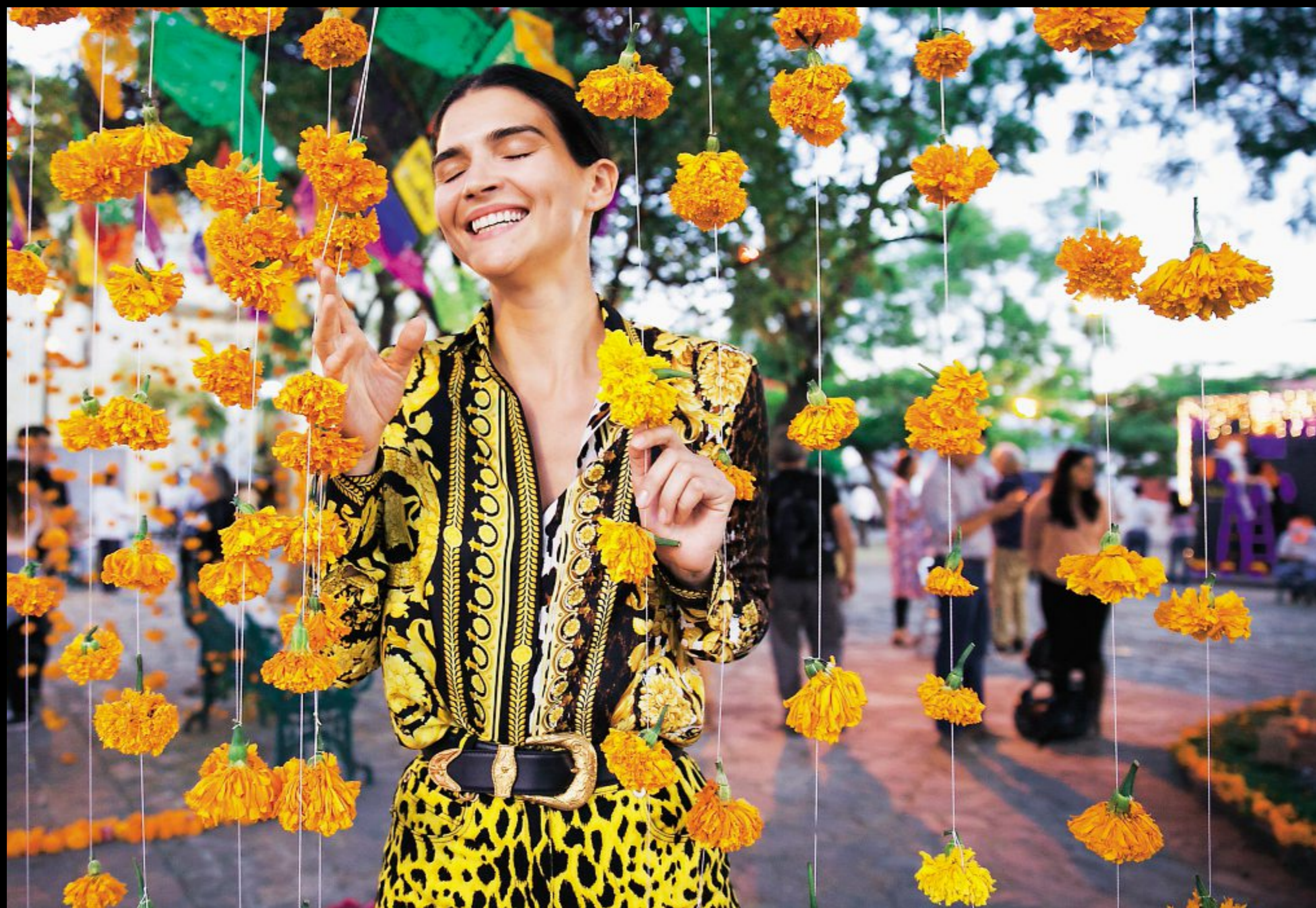


Am Tag der Toten feiert Mexiko die Vergänglichkeit. Wir sind dabei – und huldigen auch der flüchtigen Mode.

Von Yavidan Castillo (Fotos und Text) und Evelyn Tye (Styling)



Lorraine (links): Kleid und Stiefel von Christian Dior; Isabella: Kleid von Etro



Bluse, Hose und Gürtel von Versace

Isabella (links): Kleid von Koché, Schuhe von Jimmy Choo; Loraine: Kleid von Stella McCartney, Schuhe von Jimmy Choo

día de los Muertos

Bei einem Kaffee in Paris entstand mitten im Leben die Idee mit dem Tod. Evelyn Tye und ich sind Mexikanerinnen, leben seit langem in Paris und arbeiten in der Mode, sie als Stylistin und Produzentin von Modestrecken in Magazinen, ich als Fotografin und Bloggerin. Schon immer hatten wir davon geträumt, mal nicht auf den Straßen von Paris zu arbeiten oder in einem anonymen Studio – sondern in unserer Heimat.

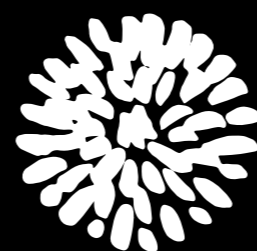
Da lag der Gedanke an den Día de los Muertos nahe, den Tag der Toten, der immer vom 31. Oktober bis zum 2. November begangen wird. Denn diese seltsamen Totengedenktage sind ein wichtiger Ausdruck dafür, wie Mexikaner mit dem Tod umgehen und wie sie das Leben nehmen. Ganz zu schweigen davon, dass man die Feiern auf den Straßen und Friedhöfen schon deshalb lieben muss, weil sie überbordende und fröhliche Spektakel sind, wie geschaffen für tolle Bilder.

Aber wie sollten wir das hinbekommen? Für Menschen und Gefühle und Dekoration war gesorgt. Wichtig für das F.A.Z.-Magazin, das wussten wir von früheren Aufträgen, ist das authentische Abbild von Lebenssituationen, nicht künstlich, nicht überdreht, nicht retuschiert, sondern alltagsnah, natürlich, direkt. Es geht auch um ein Frauenbild, das nicht im Dienst von Kommerz und Sexappeal steht, sondern für selbständige und selbstbewusste Weiblichkeit.

Aber die Feiern finden nachts auf Friedhöfen statt. Wie soll man da Fotos machen, die nicht unterbelichtet oder überblitzt sind? Schwieriger noch: Wie kann man Sicherheit gewährleisten für mehrere Frauen, die Kameraausrüstung und die aus Paris mitzubringenden Kleider? Mexiko ist schließlich berüchtigt für die Kriminalitätsrate – Entführungen, Raubüberfälle, Morde sind Alltag.

Wir wussten, dass es im Bundesstaat Oaxaca nicht so schlimm ist wie in anderen Landesteilen. Und war nicht genau das unser Ziel: Mexiko nicht als Land der Drogen und Tötungsdelikte erscheinen zu lassen, sondern die Augen zu öffnen für die andere Seite unseres wunderbaren Landes, für den Lebensstil, die Volkskultur, die Feierfreude? Da würden wir uns doch nicht abhalten lassen von der Angst vor möglichen Überfällen.

Gedacht, geplant, getan. Wir machten uns auf den langen Weg nach Oaxaca. Zuerst suchten wir dort nach Orten, die ähnliche Paraden zu bieten haben wie der Beginn des James-Bond-Films „Spectre“, mit großen Marionetten, Tausenden kostümierten Menschen und unendlichem Getöse. Bald wurde uns aber klar, dass wir auf andere Art viel mehr über den südlichen Bundesstaat lernen konnten. Und so öffneten sich uns Türen, die den meisten Menschen für immer verschlossen bleiben. Wir trafen Kinder, die uns mit ihrer unbefangenen



Links: Top, Rock und Ohrringe von Dolce & Gabbana

Rechts: jumpsuit von Miu Miu, Top von Brunello Cucinelli, Tuch von Hermès, Sonnenbrille von Bottega Veneta, Sneaker von Christian Dior





Loraine (Mitte): Kleid von Lutz Huelle, Armreif von Christian Dior; Isabella (rechts): Jacke, T-Shirt und Ring von Gucci; auf dem Tisch: Tasche von Longchamp

día de los Muertos

Kreativität und unschuldigen Begeisterung für sich einnehmen; Ältere, die uns über all die Traditionen aufklärten; und neugierige Ausländer, die perfekt für den Anlass gekleidet waren und die wir deshalb gleich mal in unser Shooting aufnahmen. Wir bestaunten viele unterschiedliche Altäre, erlebten atemberaubenden Duft auf blumengeschmückten Friedhöfen, tranken Mezcal mit Wildfremden und nahmen an vielen kleinen *comparsas* teil, den traditionellen Paraden.

Die Botschaft dieses Tages: die Toten zu ehren, indem man das Leben feiert. Das geht nur gemeinsam, in der Familie und mit anderen. Und es passiert in einer unendlichen Abfolge kurzer Momente, die uns kaum Zeit zum Planen ließ, sondern Fotos aus dem Augenblick hervorbrachte.

Unsere Frauen-Mannschaft wurde für drei Tage zu unserer Familie. Wir freuten uns mit Loraine, unserem aus Brasilien stammenden Model, unserem aus Mexiko stammenden Model, das beim ersten Abendessen in Tränen der Freude ausbrach, als sie am Telefon erfuhr, dass ihrem Antrag auf die mexikanische Staatsbürgerschaft stattgegeben worden war. Und wir erfreuten uns an Isabella, einer echten Mexikanerin, die vor Begeisterung sprühte. Ebenfalls dabei war Eliel von der Regierung von Oaxaca, der uns bei vielen bürokratischen Kleinigkeiten half, und unsere umtriebige Assistentin Paula.

Die Vorbereitungen für den „Tag der Toten“ dauern monatelang. Am wichtigsten sind die Ringelblumen, von denen man Abermillionen braucht. Ihre Farbe soll den Seelen der Toten helfen. Die zweite wichtige Farbe ist das Violett des *terciopelo* („Samt“), das die Seelen beschützen soll. Die Friedhöfe sind bedeckt mit Blumentepichen von einzigartigem Duft. Was sonst noch zu diesen Tagen gehört: das Gebäck mit viel Zucker und Vanille, das *papel picado*, kunstvoll geschnittenes gefärbtes Papier, das überall herumliegt, wo gerade keine Blumen sind, und natürlich der Mezcal, der vierzigprozentige Schnaps aus dem Fruchtfleisch von Agaven. Ein Toast auf die Toten!

Die wichtigsten Figuren dieses Spektakels sind die Catrinas und die Catrins, die mit Totenköpfen bemalt sind. Und in unserem Fall eben die beiden Models. Sie sind in Mode gekleidet, die zwar zumeist nicht aus Mexiko kommt, aber Mexiko als Thema und Ursprung hat. Was sollen wir sagen? Es wurde ein Fest des Lebens. Ich hoffe, das sieht man unseren Bildern an.





Oben: Top und Hose von Givenchy, Schuhe von Jimmy Choo

Links: Kleid von Valentino, Taschenriemen von Christian Dior, Ohrringe aus Oaxaca

Mitte: Hemd von Calvin Klein 205W39NYC

Rechts: Hosen von Emporio Armani; Top, Gürtel und Ohrringe aus Oaxaca

¡Día de los Muertos!



Idee, Produktion, Text, Fotos: Yavidan Castillo
Idee, Produktion, Styling: Evelyn Tye
Models: Loraine Gimenez (GH Management) und Isabella Rodriguez (New Icon)
Produktionsassistentz: Paula Aranda
Haare und Make-up (Catrina): Dulce Garcia

Dank an:
Mariel López Martínez, Oficina de Convenciones y Visitantes de Oaxaca
Eliet Nava Cano, Oficina de Convenciones y Visitantes de Oaxaca
Estela Nolasco, Chimalli Travel Group
Friederike Schaefer Wildenberg, Hotel Azul Hotel Abu, Oaxaca
Daniel Efrón Brena Wilson, Centro de las Artes de San Agustín
Adriana Aguilar, Coordinación de Turismo, Cultura y Economía del Gobierno Municipal de Oaxaca
Jannette Garcia

Qué hacer en Oaxaca

Tagelang waren wir für unsere Modestrecke in Oaxaca unterwegs. Ganz nebenbei haben wir uns einige wichtige Sehenswürdigkeiten angeschaut.



Der Künstler Francisco Toledo hat eine alte Textilfabrik in ein Kulturzentrum verwandelt. Das Centro de las Artes de San Agustín (CaSa) ist einen Ausflug wert.

Kleid von Céline, Sandalen von Valentino



Und weil es so schön ist im CaSa, bleiben wir noch ein bisschen. Model Isabella lehnt sich an eine Wand, die erkennen lässt, dass sich das Zentrum gut in die Natur einfügen soll.

Kleid von Céline, Sandalen von Valentino



Die beiden Agaven haben nicht nur dekorative Bedeutung. Aus ihnen entsteht der Mezcal-Schnaps. Aber Loraine schaut nur wegen der Sonne so ernst.

Rock und Carré als Gürtel von Hermès, Sandalen von Birkenstock, Top aus Oaxaca



Den Jardín Etnobotánico de Oaxaca gibt es erst seit 20 Jahren. Aber man findet so viele Pflanzen, wie man sie sich vorher nicht hat träumen lassen.

Jacke, Hemd, Top, Hose von Louis Vuitton



Nicht zu vergessen: Im Restaurant „Criollo“ sollte man sich von Chef Luis Arellano oder seinen Helfern bekoochen lassen. Oder gleich selbst bei der Zubereitung helfen.

Kleid von Balenciaga



Wie ein Tanz mit Kakteen – so mag einem Mexiko manchmal vorkommen. Oaxaca ist eben nicht nur reich an historischen, sondern auch an botanischen Schätzen.

Kleid und Schuhe von Valentino



Natürlich kommt man an touristischem Vergnügen nicht vorbei. Einige wichtige Dinge kann man selbst herstellen – zum Beispiel, wie Loraine im Itanoni, *tortillas*.

Kleid von Chanel



Centro Cultural y de Convenciones de Oaxaca – das klingt groß und wichtig, und das ist es ja auch. Isabella und Loraine füllen es trotzdem aus.

Isabella: Bluse von Fendi, Jeans von Lutz Huelle, Schuhe von Longchamp, Ringe von Valentino; Loraine: Kleid von Ferragamo, Schuhe von Chanel



Petra Hesse: Museumsdirektorin
Das zweite K für Köln war ihre Idee. Denn Museen für Angewandte Kunst gibt es einige – in Frankfurt zum Beispiel, in Gera, Leipzig, auch in Wien findet sich ein MAK. Darum heißt das einzige Museum für Angewandte Kunst in Nordrhein-Westfalen seit 2010 MAKK. Dafür gesorgt hat Petra Hesse. Die gebürtige Wiesbadenerin, die Kunstgeschichte studierte und über Paramente, also in der Liturgie verwendete Textilien, promoviert wurde, ist seit acht Jahren Direktorin des einstigen Kunstgewerbemuseums.

Ihr MAKK wäre auch ohne das zweite K einzigartig. Längst beschränkt sich das Haus nicht mehr aufs Kunstgewerbe. Es zeigt vielmehr, „was den Menschen in seiner Außenwirkung definiert“. Die Sammlung ist groß, sie umfasst rund 250.000 Objekte. Dazu gehört Schmuck aus 5000 und Kunsthandwerk aus 800 Jahren. Vergleichsweise jung sind die Produkte in der Design-Abteilung. Kaum ein Schlüsselwerk des 20. Jahrhunderts fehlt. Selbst Architektur und Bildende Kunst werden berücksichtigt und dem Design zum Teil gegenübergestellt, wie etwa Piet Mondrian und Gerrit Rietveld.

Für Petra Hesse ist Köln der vielleicht wichtigste Designstandort Deutschlands. So lag es nahe, das MAKK zur Kölner Möbelmesse besonders zu „bespielen“. Seit einigen Jahren entwickelt die Museumsdirektorin zusammen mit ihren zwölf Mitarbeitern exklusive Ausstellungen für den Januar, die auch nach der Messe – oft bis in den Sommer hinein – zu sehen sind. 2014 war es Rolf Sachs mit „typisch deutsch“, 2015 ging es um „System Design“, 2016 hieß es „Radio Zeit – Röhrengeräte, Design-Ikonen, Internetradio“, 2017 zeigte der Münchner Designer Stefan Diez seine Werkschau „Full House“. Fast jedes Mal konnte das MAKK dabei auf Objekte aus der eigenen Sammlung zurückgreifen.

In diesem Januar ist alles anders. Denn die Fenster des Museums werden saniert, die Design-Abteilung ist geschlossen. Das MAKK aber ist geöffnet: Während der Messe zeigt die Design- und Architekturplattform Stylepark die interessantesten Neuheiten der imm Cologne – nicht als Prototypen oder im Original, sondern in einer spektakulären Szenographie des Münchner Designerduos RelvãoKellermann.

SCHAU STELLER

Am Montag öffnet die Möbelmesse in Köln ihre Türen. Wir stellen acht Macher vor, die der Messestadt ein Gesicht geben.

Von Peter-Philipp Schmitt,
Fotos Stefan Finger



Eric Degenhardt: Designer

Eigentlich ist Eric Degenhardt Diplomingenieur. Der gebürtige Kölner hat an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen Architektur studiert. Danach hat er kurz als Projektleiter gearbeitet und dabei festgestellt, dass die Hüllen, die er bauen ließ, erst wirklich interessant wurden, wenn sie bestückt waren. So machte er sich auf nach London, wo er am Royal College of Art Möbeldesign studieren wollte. Doch daraus wurde nichts, weil er kein Stipendium bekam. Versuch's einfach selbst, habe Ralph Sommer damals zu ihm gesagt – der Mitbegründer der Kölner Architekten- und Designergruppe „Pentagon“, die von 1985 bis 1991 bestand und vor allem während der „documenta 8“ 1987 in Kassel mit ihrem Café „Casino“ von sich reden machte.

Heute ist Sommer Professor an der Hochschule für bildende Künste Hamburg. Und Eric Degenhardt ist Designer. Einfach waren die Anfänge für ihn nicht. Vor 20 Jahren zeigte er seine ersten Prototypen während der Kölner Möbelmesse – eine Liege, einen Teppich, einen Tisch. Degenhardt präsentierte seine Arbeiten

nicht etwa als Teil des Off-Programms Passagen, das konnte er sich nicht leisten, sondern in einem ehemaligen Motorradladen, mal Boutique „Città di Bologna“. Dort wurde er vom britischen Magazin „Wallpaper“ entdeckt und als „the talent“ gefeiert. „Ich dachte, jetzt kommen die Hersteller von allein“, erzählt Degenhardt. Doch dem war nicht so.

Der erste Produzent, der auf ihn aufmerksam wurde und mit ihm zusammenarbeitete, war Richard Lampert. Für ihn hat er nicht nur eine Reihe von Möbeln entworfen, sondern auch die Messeauftritte konzipiert. Inzwischen ist die Liste von Degenhardts Kunden lang: Böwer, Boffi, Lamy, Magazin, Paola Lenti, Progetti, Schönbuch, Wilkhahn.

Die diesjährige Möbelmesse in Köln kann der Neunundvierzigjährige entspannt angehen. Seine nächste Neuheit wird erst auf der Light & Building im März in Frankfurt vorgestellt. „Natürlich schaue ich mir die Messe trotzdem an“, sagt er. Ihn interessiert, wie sich die Hersteller weiterentwickeln, auch die, mit denen er noch nicht zusammengearbeitet hat. Und womöglich kommt dabei sogar ein neuer Auftrag für ihn heraus.

Paolo Tumminelli: Designprofessor

Als Student kam Paolo Tumminelli erstmals nach Deutschland. Er war auf dem Weg zum größten Automobilmuseum der Welt, der Sammlung Schlumpf in Mühlhausen im Elsass. „Ich fuhr auf der Autobahn und wunderte mich, dass so viele Städte ‚Ausfahrt‘ heißen“, erzählt Tumminelli und lacht. In Italien steht auf den Ausfahrtschildern nicht etwa „uscita“, sondern der Name der Stadt. Dem Mann aus Mailand war sein Irrtum so peinlich, dass er nach seiner Rückkehr am Goethe-Institut Deutsch lernte.

Autos waren lange Paolo Tumminellis Leidenschaft. Von ihnen handelte auch seine Diplomarbeit, nachdem er Architektur am Polytechnikum in Mailand studiert hatte. Das Entwerfen neuer Auto-Modelle aber war ihm zu langweilig. Er spricht von einer „einseitigen, geschlossenen Welt“. Darum begann er für Momodesign zu arbeiten, was sich mit der deutschen Marke Porsche Design vergleichen lässt. Doch selbst das war ihm noch zu „automobilaffin“.

Zufällig stieß er dann im „Corriere della Sera“ auf eine geheimnisvolle Anzeige einer deutschen Firma. Das Angebot reizte

ihn, er bewarb sich, wurde genommen und landete in Selb in Oberfranken. Fortan war er für das strategische Marketing des Porzellanherstellers Rosenthal zuständig, handelte zum Beispiel die Lizenzgeschäfte mit Versace, Bulgari und Benetton aus. „Ich fand es immer schon spannend, Produkte auch am Markt zu platzieren.“

Von Selb führte ihn der Weg zu frog design nach Düsseldorf und von dort weiter an die Köln International School of Design (KISD), eine Einrichtung der Technischen Hochschule Köln. Seit 15 Jahren ist Paolo Tumminelli nun Professor für Designkonzepte an der KISD. Auch wenn dort mehr Theorie unterrichtet wird (Design and Economy, Interfacedesign, Gender und Design), so organisieren die 400 Studenten jedes Jahr etwas zur Möbelmesse: Im vergangenen Jahr wurde aus der KISD ein „Pop Up Hostel“, in diesem Jahr zeigt der Direktor der Hochschule, Wolfgang Laubersheimer, Neon- und Lichtobjekte in der Ebertplatzpassage. Und was denkt Tumminelli über die Kölner Möbelmesse im Vergleich zur Mailänder? „Köln ist eher Markt, Mailand ist mehr Show.“



Mike Meiré: Künstler und Kurator

Was genau Mike Meiré ist, lässt sich nicht ohne weiteres sagen. Mal ist er Künstler, mal Designer, mal Architekt, mal fungiert er als Art-Direktor, mal als Kurator. Wenn man es genau nimmt, hat er eine Ausbildung zum staatlich geprüften gestaltenden technischen Assistenten gemacht. Er selbst bezeichnet sich als Autodidakt. Wie auch immer, Mike Meiré ist erfolgreich. Und einflussreich. Die Liste seiner Kunden reicht von BMW und Dornbracht über Kenzo und Lamy, Porsche und Rimowa bis zu Siemens und Telekom. Seine Hauptaufgabe: Marken gestalten, um ihnen mehr Relevanz zu verleihen. Brand Shaping nennt man das. Oder Brand Coding, wenn sie denn Kult werden (und sei es nur für kurze Zeit) wie einst die Gesundheitsschuhe von Bama, die Meiré auf den Laufsteg von Jean Paul Gaultier brachte.

Angefangen hat alles mit einer Schülerzeitung, die der damals Siebzehnjährige neu gestalten sollte. Daraus wurde das Magazin „Apart“, das es von 1983 bis 1991 gab. Seither hat er vielen Print-Produkten ein neues Gesicht gegeben: dem Wirtschaftsmagazin „Brand eins“, dem

Kulturmagazin „032c“, dem Architekturmagazin „ARCH“, dem Kunst- und Modemagazin „Garage“ von Dasha Schukowa – und auch der „Neuen Zürcher Zeitung“.

Der Zweifundfünfzigjährige ist der Kreative, sein drei Jahre älterer Bruder Marc, mit dem zusammen er vor 30 Jahren die Agentur M2 Meiré und Meiré gründete, kümmert sich ums Kaufmännische. Gut 100 Mitarbeiter hat die Agentur, die in einer Werkhalle in Köln-Ehrenfeld, als Hommage an Andy Warhol „Factory“ genannt, ihren Hauptsitz hat.

Auch mit Kunden aus der Möbelbranche haben Meiré und Meiré zu tun. Für Artek, die von Alvar Aalto 1935 mitbegründete finnische Marke, und den deutschen Leuchtenhersteller Bära gestaltet die Agentur die Messeauftritte. Und Flötto, das etwas aus der Zeit gefallene 110 Jahre alte Familienunternehmen aus Gütersloh, hat Meiré gerade erst komplett neu positioniert.

Er ist also alles und nichts zugleich. Wie sieht er sich selbst? Jedenfalls nicht (mehr) als Künstler, nicht als Designer, Architekt oder Art-Direktor. „Ich tanze zwischen den Disziplinen.“



Lucie Koldova: Designerin

Licht, sagt Lucie Koldova, steht für eine ganz bestimmte Energie. „Es sendet Schwingungen aus, und es wirkt sehr verführerisch in Kombination mit Glas.“ Und mit Glas kennt sich die 34 Jahre alte Tschechin aus. Vor allem mit böhmischem Glas, das sie für ihre Leuchten-Entwürfe verwendet. Etwa für die Tischleuchte Macaron, bei der eine Onyxmarmor-Scheibe wie die Füllung bei dem französischen Baisergebäck zwischen zwei gläsernen Keks-Hälften schwebt. Die Lichtquelle – verborgen im steinernen Fuß – bringt die farblichen Unregelmäßigkeiten im Gestein zum Leuchten. Der Entwurf, im vergangenen Frühjahr vom tschechischen Leuchtenhersteller Brokis vorgestellt, erregte Aufsehen. Nur wenig später wählte die Kölner Messe Lucie Koldova wegen ihrer „überzeugenden Leuchten-Designs“ zu ihrem Ehrengast für das Jahr 2018.

Die in Prag lebende Designerin hat für die imm Cologne das inzwischen siebte Haus gebaut. Mit der Simulation sollen Designer seit 2012 ein persönliches Statement zum zeitgenössischen Wohnen setzen. Den Anfang machte das indisch-britische Designer-Duo Doshie Levien,

gefolgt vom Italiener Luca Nichetto, der Dänin Louise Campbell, den Chinesen Neri & Hu, dem deutschen Sebastian Herkner und dem Amerikaner Todd Brancher. Jedes Haus ist anders: Rossana Hu und Lyndon Neri konfrontierten ihre Besucher mit übertoll ausgestatteten Wohnkaffigen, Sebastian Herkner ersetzte in seinem Rundbau die Wände durch bewegliche Vorhänge.

Lucie Koldova hat wabenartige Lichtraum-Zellen entwickelt. In jeder Zelle gibt es ein anderes künstlerisch inszeniertes Licht, mit dem unterschiedliche Stimmungsebenen erzeugt werden sollen. Jeder Raum steht für ein bestimmtes Gefühl und eine praktische Funktion des täglichen Lebens und soll individuelle Bedürfnisse befriedigen. Im Zentrum der 180 Quadratmeter großen Installation befindet sich ein Gemeinschaftsraum. „In meinem ‚Haus‘ komplettiert die Möblierung das Licht – nicht umgekehrt“, sagt Koldova. Möbel von ihr wird es aber auch zu sehen geben: Für das belgische Unternehmen PER/USE hat sie ein Sofa aus Kork entworfen, für die tschechische Marke Ton einen Sessel aus Bugholz.



Dirk Mecky: Gastronom

Er heißt nicht Schmitz, sondern Mecky, Dirk Mecky. Den Namen Schmitz hat er von der einst ältesten Metzgerei Kölns übernommen. Inzwischen gibt es an der Aachener Straße nicht nur die „Metzgerei Schmitz“, sondern auch den „Salon Schmitz“, die „Bar Schmitz“, den Club „Coco Schmitz“ – und im Museum für Ostasiatische Kunst „Das Schmitz“.

Mecky, inzwischen 54 Jahre alt, ist Gastronom aus Leidenschaft. Er fing in den achtziger Jahren mit seinem legendären Künstlerlokal „Dos XX“ an. Damals war Köln die europäische Kunst- und Designmetropole schlechthin, bei Mecky gingen Künstler wie Sigmar Polke, Rosemarie Trockel, Martin Kippenberger und Walter Dahn ein und aus.

Das „Dos Ekkis“, wie es ausgesprochen wurde, ist Geschichte. Vor gut 15 Jahren hatte der Kölner aber die Chance, sich im Belgischen Viertel neu zu erfinden. Er plante 2005 schon länger ein Café, als plötzlich nebenan die Metzgerei frei wurde. So konnte er kurz nacheinander gleich zwei Lokale eröffnen: Den „Salon“ mit seinen hohen Backsteinwänden und dänischen Designmöbeln aus den fünf-

ziger und sechziger Jahren und die „Metzgerei“, in der die alten Kacheln und Fliesen noch erhalten sind – die Wurst- und Fleischtheke ebenso.

Ein Haus weiter kam im Jahr 2012 dann die „Bar Schmitz“ mit ihrem französischen Flair hinzu. Liebevoll hat Mecky jedes Lokal eingerichtet, hat Altes und Neues zusammengebracht. Die Tapeten im „Coco Schmitz“ etwa stammen noch aus dem Bordell, in dem später das „Dos XX“ beheimatet war. „Wir haben sie vorsichtig von den Wänden gezogen und mitgenommen.“

Richtig voll wird es in der „Schmitz-world“ während der Kölner Kunst- und Möbelmesse, zur Art Cologne und zur imm Cologne. Dann sind „Salon“ und „Bar“ Szenetreffpunkte für Designer und Hersteller, einzelne Räume werden zusätzlich für private Empfänge – etwa an das Schweizer Unternehmen Vitra – und Cocktailstunden vermietet.

Mecky catert aber auch auf der Messe. Quiches, Kuchen, Salate, Fingerfood, alles kommt aus eigener Produktion und ist Bio. Dafür hat er nicht nur eine kleine Bäckerei eingerichtet, sondern neuerdings sogar eine Eismanufaktur.

**Sabine Voggenreiter: Veranstalterin**

Auf Sabine Voggenreiter und ihr alljährliches Projekt war die Kölner Messe einige Jahre eifersüchtig. Phasenweise bekam die „Interior Design Week Köln“ mit dem Namen Passagen mehr Aufmerksamkeit als die Schau auf dem Messegelände. Doch das ist vorbei. Inzwischen freut sich die Messe über das von Sabine Voggenreiter initiierte Off-Programm mit seinen vielen Veranstaltungen. Die Passagen sollen eine Plattform für aktuelle Strömungen des Designs, der Architektur, des Wohnens und urbaner Trends sein. Die Aussteller sind Hersteller aus aller Welt, Einrichtungshäuser, Galerien, Museen, Showrooms, Designbüros, Institute und Hochschulen.

Sabine Voggenreiter ist Kulturwissenschaftlerin und Kulturmanagerin. Als solche wurde sie 2012 mit dem Kölner Kulturpreis ausgezeichnet. Sie hat Literaturwissenschaft, Philosophie und Kunstgeschichte studiert, bevor sie Mitte der achtziger Jahre die Galerie der Kölner Architekten- und Designergruppe „Pentagon“ leitete. Sie konzipierte und organisierte Ausstellungen, zum Beispiel die erste von Jasper Morrison in Deutsch-

land. „Irgendwann dachte ich mir, warum nur eine Ausstellung, warum nicht drei oder zehn zur selben Zeit“, erzählt sie. Die Idee, die ganze Stadt während der Möbelmesse zu einer Bühne zu machen, war geboren.

Genau 150 Veranstaltungen stehen in diesem Jahr in Sabine Voggenreiters „Passagen-Heft“, dazu noch etliche „Cocktails und Termine“. Jeder, der etwas zu zeigen hat, kann sich bewerben. Voraussetzung ist, dass man sich professionell mit dem Thema Design und seiner Inszenierung auseinandersetzt. 1700 Euro kostet die Teilnahme, Hochschulen und Nachwuchsdesigner können besonders gefördert werden.

Die Designers Fair, in diesem Jahr in der Ehrenfelder Pattenhalle, ermöglicht jungen, freien Designern eine Werkchau. Für die Dutch Design Week Eindhoven hatte sie zudem 2017 eine Ausstellung mit einer neuen Generation Kölner Designer kuratiert: Die Arbeiten von Karoline Fesser, Klemens Grund, Meike Harde, Tim Kerp und Thomas Schnur sowie dem Interior-Fotografen Thomas Wulf Schwartz sind in der Galerie Ruttkowski;68 zu sehen.

**Volker Streckel: Office Manager**

Einen begehbaren Möbelkatalog hat ein Besucher die Design Post in Köln einmal genannt. In der mehr als 100 Jahre alten Dreiecksbogenhalle darf sich jeder ungestört umschauen, alles anfassen und sogar probesitzen. Kaufen aber kann man nichts. Und das sei auch gut so, sagt der Manager der Design Post, Volker Streckel. „Keiner muss sich verpflichtet fühlen.“ Zum Rundgang dazu gibt's von ihm noch einen Kaffee aufs Haus. Streckel ist vom Fach, Möbelhandel hat er von der Pike auf gelernt. Unter anderem hat er für Pesch gearbeitet, das Einrichtungshaus für Designmöbel in Köln.

Die Idee zur Design Post stammt aus den Niederlanden. Dort gab es in Amsterdam mit dem Pakhuis einen erfolgreichen Vorläufer, den Paul van den Berg und Willem „Wim“ van Ast nach Deutschland importierten. Sie fanden einen idealen Standort: Die alte Post-Bahnhofshalle liegt direkt gegenüber der Messe in Köln. In dem 1988 unter Denkmalschutz gestellten Gebäude findet nun ganzjährig eine Möbelmesse statt, wenn auch nur im Kleinen. Dafür mit viel Tageslicht und Frischluft, wie Volker Streckel sagt.

Der Bau, der seit Mitte der Neunziger fast zehn Jahre lang leer stand, wurde aufwendig vom niederländischen Büro Ollli Architecten saniert. Heute präsentieren sich gut 30 internationale Marken einträchtig nebeneinander in dem 3000 Quadratmeter großen Showroom für Möbel- und Produktdesign. Einige sind seit der Eröffnung vertreten, unter ihnen natürlich die niederländischen Möbelhersteller Arco der Familie van Ast und Montis von Paul van den Berg. Letzterer hat sich allerdings im vergangenen Jahr aus der Design Post zurückgezogen, für ihn ist nun Wim van Asts Tochter Floor mitverantwortlich.

Marken wie Agape und Arper, Kinnasand und Kvadrat, Magis und Moroso, Röthlisberger und Zeitraum nutzen gerade auch die Woche der Möbelmesse, um ihre Neuheiten zu präsentieren. Einige zeigen sie nur in der Design Post – und eben nicht auf dem Messegelände auf der anderen Seite der Deutz-Mülheimer Straße. So ist der Andrang alljährlich groß. Um die 20.000 Besucher erwartet Streckel wieder in den nächsten acht Tagen. Sonst sind es übers Jahr gesehen im Schnitt monatlich rund 800.



Die HORNBACH WERKSTÜCK Edition

Design aus Deinen Händen.

WERKSTÜCK 001

Lounge Chair

**Gestaltet von Sigurd Larsen.
Gebaut von Dir.**Das Buch zum Bauen und mehr auf
hornbach.de/werkstueck-edition**HORNBACH**
Es gibt immer was zu tun.



PIRO

Der wiederverwertbare Werkstoff Stahl ist die Basis aller Produkte des Bonner Unternehmens Echtstahl. Insofern macht die aus einem Rohr gebogene Garderobe von Mark Braun dem Namen der Firma alle Ehre. Von der Seite erkennt man, dass das obere und das untere Segment der Schlaufe abgebogen sind: Oben lassen sich Kleiderbügel einhängen, die nicht runtergleiten können, weil rechts und links Kerben im Rohr sind. Unten hat der Berliner Designer ein abgekantetes Blech für Schal und Handschuhe eingelegt. Die Garderobe ist pulverbeschichtet in den fünf Farben Tief-schwarz, Lichtgrau, Beigerot, Feuerrot oder Ultramarinblau.

ASHIDA

Die japanische Schreinerkunst verzichtet auf Schrauben und Nägel. Ihre Holzverbindungen sind so raffiniert durchdacht und verschränkt, dass man sie fast nicht wahrnimmt. Von der fernöstlichen Perfektion hat sich Philipp Mainzer zu seinem Tisch (€15) anregen lassen. Mit der bis zu 2,70 Meter langen Platte und den beiden zentralen Zargen eignet er sich besonders als Konferenztisch. Auch Computer und Laptopkabel stören nicht den puristischen Gesamteindruck: Sie lassen sich gut verbergen.



GLIDING

Es gleitet mehr als dass es schwingt. Darum steht der Name des Sofas von den in Tel Aviv geborenen und in London lebenden Designern Yael Mer und Shay Alkalay, die sich Raw Edges nennen, noch nicht fest. Swing, meint der Hersteller Richard Lampert, klinge besser als Gliding. Aber mit einer Hollywoodschaukel hat der Entwurf nicht viel gemein. Die Sitzfläche bewegt sich leicht vor und zurück, auf einer Ebene. Das in Köln vorgestellte Modell ist zunächst nur für drinnen gedacht. Die Outdoor-Variante folgt wahrscheinlich schon zum Sommer hin.



KIRI

In Fuchū in der japanischen Präfektur Hiroshima werden seit 300 Jahren Möbel hergestellt. Mehr als 250 Manufakturen gibt es, drei der größeren Unternehmen haben sich vor einigen Jahren zusammengeschlossen, um mit ihren Produkten, die nach alten Traditionen gefertigt werden, auch den Markt im Westen zu erobern – vor allem mit ihrer Marke Meetece, für die der Münchner Stefan Diez dieses Schränkchen mit klappbaren Türen aus Holz entworfen hat, das Kommode oder Regal sein und an der Wand hängen oder auf dem Boden stehen kann.



CHIPS

Lucie Koldova hat einen Lauf. Die tschechische Designerin, spezialisiert auf Leuchten aus böhmischem Glas, ist seit einem Jahr in aller Munde. Darum hat die Kölner Messe sie ausgewählt, die Installation „Das Haus“ als Ehrenpreis zu gestalten. Für das Projekt hat sie den Sessel mit überdimensionierter Lehne (Ton) entworfen. Gerne arbeitet sie mit transparenten Werkstoffen. Hier nutzt sie einen perforierten Stoff, der mit Bugholz umrahmt ist. Er soll dem massiven Sitz aus geformtem Sperrholz Leichtigkeit verleihen. Für sie sei die Arbeit mit dem Bugholz, das mit Hitze und Druck gebogen wird, faszinierend gewesen. „Ich empfinde das Verfahren wie einen Tanz, bei dem ein kleines Kunstwerk entsteht.“



PIEGA

Dieser Spiegel besteht nicht aus Glas, das mit Aluminium oder Silber beschichtet ist. Victoria Wilmore hat ein Objekt aus hochglänzend poliertem Edelstahl geschaffen. Piega (italienisch Falte) ist mehr als eine reflektierende Fläche, es ist eine Skulptur für die Wand. In den Knicken und Falten bricht sich das Licht und lässt es im Raum tanzen. Die Französin, Jahrgang 1985, mag glänzende und doch funktionale Plastiken. So ist ihr Tisch Pli, den sie vor zwei Jahren in Köln vorstellte, ebenfalls aus Edelstahl, hat Knicke und Faltungen, und er wird auch vom Münchner Hersteller Classicon produziert.



ALAMBRE

Ein Stuhl mit Kufen passt in den Winter. Diesen könnte man sogar im Schnee stehen lassen, auch wenn ihn der Schweizer Designer Alfredo Häberli eher für den Objektbereich geplant hat, für Wartezimmer, Foyers, Bibliotheken und Besprechungsräume. Darum ist er auch stapelbar. Der Entwurf aus gebogenem Stahlrohr wird vom Hersteller Girsberger in matted Anthrazitgrau angeboten, dazu gibt es abnehmbare Polster in verschiedenen Farben. Die sind auch nötig: Bei längeren Sitzungen wird es auf dem Stuhl doch unbequem.



SIE SIND NEU HIER

Am Montag beginnt die Kölner Möbelmesse. Wir zeigen schon jetzt 16 schöne Neuheiten, die in diesem Jahr erstmals auch im MAKK als 3-D-Hologramme zu sehen sind.

Von Peter-Philipp Schmitt

LIPSTICK

Sie lehnt sich an oder legt sich hin. Die Leuchte von Tobias Grau für die Marke Tobias Grau zählt zu den tragbaren Lichtquellen. Der Designer und Unternehmer, der im Jahr 1987 seine ersten Leuchten auf der Kölner Möbelmesse vorstellte, feierte im vergangenen Jahr sein 30. Firmenjubiläum. Im Herbst stellte der Sechzigjährige seine erste reine LED-Kollektion vor. Dazu gehört auch sein neuester Entwurf, der, weil er lang und rund ist, besonders viel Licht spendet, wo auch immer man es haben möchte.



TWOFOLD

Mit platzsparenden Möbeln kennt sich Michael Hilgers aus. Auch sein neuer Entwurf (Müller Möbelwerkstätten) lässt sich im Handumdrehen verwandeln und verkleinern. „Zusammengefaltet“ hängt das Kästchen aus Birkenstichholz als Bücherregal an der Wand. Der obere Teil aber lässt sich dank Drehmechanismus herunterklappen und wird zum Sekretär. Selbst an die Kabeldurchlassbuchse für den Laptop hat der Berliner gedacht: Sie befindet sich im hinteren Teil des Bodens.



FL@T

Einen wandlungsfähigen Stuhl zum Knöpfen hat sich Design Ballendat ausgedacht. Verantwortlich zeichnet Martin Ballendat. Der gebürtige Bochumer entwirft mit seinem Team seit einem Vierteljahrhundert erfolgreich Industrieprodukte. Dieses Modell (Tonon), bei dem Sitz und Rückenlehne einfach gebogen und zusammengesteckt werden, ist besonders pflegeleicht. Und vielseitig. Denn der obere Teil, der aus Stoff oder Leder sein kann und in unterschiedlichen Farben erhältlich ist, lässt sich leicht abnehmen und farblich nach Lust und Laune anpassen.



DS-1000

Der Schweizer Hersteller De Sede kann viel – vor allem aber Leder verarbeiten. Das beweist auch die neue Liege vom Leiter des hauseigenen Design-Teams, Ulrich Kössl. Kopf und Fuß bestehen aus einer Röhrenkonstruktion aus Metall, dazwischen spannt sich eine abgesteppte Matte aus Leder, die mit breiten Gurten befestigt wird. So ist der Entwurf eigentlich eine sanft nachgebende Hängematte. Man könnte auch sagen: ein Freischwinger in Form einer Liege.



ZENSO

Ensō ist das japanische Wort für „Kreis“. Es wird in der Kalligraphie verwendet, ist ein Symbol des Zen-Buddhismus und steht für Erleuchtung, Stärke, Eleganz, Universum und Leere. Das Designer-Duo Formstelle hat sich offenbar einige Gedanken gemacht über den Namen der Stuhlfamilie, dem sie dann noch ein Z voranstellen. Der Entwurf von Claudia Kleine und Jörg Kürschner für das Unternehmen Zeitraum besteht aus zwei schwebenden Kreisen, Sitz- und Rückenschale, und einem Holzgestell, mal mit langen Beinen als Barhocker, mal mit mittellangen als Stuhl, mal mit kurzen als Sessel. Alle drei gibt es auch gepolstert.



PAPAI

Am Anfang waren es Regenschirme und Spazierstöcke aus Holz, die Antoine Roset, Forstwirt in Montagnieu in der französischen Region Bugey, herstellte. Das war 1860. Auch Sprossen für Stühle wurden damals schon produziert, ein Zeichen des Schicksals, wie es in der Geschichte des Familienunternehmens Ligne Roset heißt. Offiziell gegründet wurde die Firma erst 1973. Heute arbeitet die Marke mit mehr als 70 Architekten und Designern zusammen, unter ihnen das Designer-Duo Lucidi Pevere (Paolo Lucidi und Luca Pevere). Für den Sitzmöbel-Spezialisten haben die beiden ein besonders weiches Sofa entworfen, mit voluminösen Polstern. Trotzdem wirkt es geradezu schwerelos, auch weil es auf sehr dünnen Beinen steht.



MARBLE WING

Einen Felsen wollte er bändigen, sagt Hadi Teherani. Denn daraus sollte eine Skulptur werden, die als Liege dienen kann. Seine Chaiselongue hat er für den Naturstein-Spezialisten Draenert aus einem Block gearbeitet. Das gewichtige Stück wirkt schwerelos, auch weil der Hamburger Architekt mit iranischen Wurzeln seiner Arbeit einen Flügel als Lehne verliehen hat. Das „Möbelstück“ ist eher ein Kunstwerk, die limitierte Edition richtet sich an Sammler und Galeristen.



PANTON GLOW, PANTON CHROME

An einem Stuhl ohne Hinterbeine hatte Verner Panton (1926 bis 1998) schon während seines Studiums getüftelt. Vor einem halben Jahrhundert brachte der Däne dann den Freischwinger aus Kunststoff auf den Markt. Sein Entwurf zählt seither zu den bekanntesten Möbelentwürfen überhaupt. Das 50. Jubiläum feiert der Schweizer Hersteller Vitra dieses Jahr ausgiebig: Eine neue Lackierung lässt den Freischwinger nun entweder leuchten oder metallisch glänzen. Im ersten Fall sind Nachleucht pigmente im Lack eingebettet, im zweiten entsteht der Spiegeleffekt durch eine Metallisierung. Auf den beiden limitierten Editionen des Panton Chair kann man aber natürlich auch sitzen.

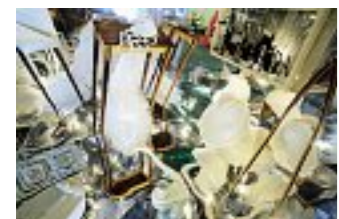
ES MUSS NICHT IMMER MESSE SEIN

Die Passagen, das Off-Programm zur Möbelmesse in Köln, bieten vor allem jungen Designern eine Chance – an mehr als 180 Orten in der ganzen Stadt. *Von Peter-Philipp Schmitt*

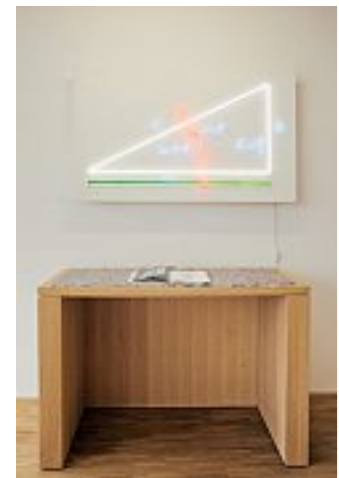
1 Mehr als 50 Programmpunkte führt das Passagen-Heft zum **Design Parcours Ehrenfeld** auf. Dutzende Hersteller und Designer lassen sich wieder in den kleinen Geschäften, Showrooms, Ateliers und Werkstätten im Designviertel Ehrenfeld entdecken. Auch in der Zentralmoschee Köln: Dort ist die Kunst der Kalligraphie von Hüseyin Kutlu zu sehen.



2 Studenten der Detmolder Schule für Architektur und Innenarchitektur haben die **Kirche St. Michael** (Brüsseler Platz 1) mit Objekten „verspiegelt“. Der Ort wird eine Woche zur Bühne, für Musik und Film, für „mediale Bespielungen“ sowie „Live-Performances“. Nur während des Gottesdienstes wird aus der Kirche wieder eine Kirche.



3 Der Kölner Designer und Direktor der Köln International School of Design (KISD), Wolfgang Laubersheimer, zeigt im **Labor Projektgalerie** (Ebertplatzpassage 5) seine in mehr als 30 Jahren entstandenen Neonobjekte. Die Schau ist auch eine Hommage an die phantastischen Kunstwerke des legendären holländischen Glasbläfers und „Neon-Meisters“ Wim Curth.



4 Im **Rheinauhafen** sind wieder gleich mehrere Hersteller vertreten: Die Möbelmanufaktur Ikono (Im Zollhafen 13) zeigt Maßgeschneidertes unter anderem aus Bullendickleder (Foto), im Quirrenbach Forum (Anna-Schneider-Steig 8–10) zeigen zum Beispiel Schorn Einbauküchen und Boddenberg Bad-Design ihre Neuheiten.



5 Die **Designers Fair**, die Werkschau für junge, freie Designer, hat ein neues Zuhause: in der Ehrenfelder Pattenhalle (Christianstraße 82). Mit dabei sind 20 Nachwuchsdesigner, unter ihnen Hafenholtz aus Hamburg, die Möbelstücke aus Resthölzern entwerfen, und das Duo Eigenart (Jan-Peter Eicker und Fabian Fern) aus Korschenbroich.



6 Passagen-Chefin Sabine Voggenteiler präsentiert in der Galerie Ruttkowski;68 (Bismarckstraße 70) die neue **Generation Köln**. Eine erste Ausstellung mit den Designern Karoline Fesser, Klemens Grund, Meike Harde, Tim Kerp, Thomas Schnur sowie Thomas Wiuf Schwartz hatte sie für die Dutch Design Week Eindhoven 2017 kuratiert.

7 Zu den letzten Entwürfen von Zaha Hadid zählt ihre Cove Kitchen, eine Monoblock-Kücheninsel. Sie feiert im Boffi-Showroom in den **Spichern Höfen** (Spichernstraße 8) deutsche Premiere. Nebenbei ist der Concept Store Ohhh de Cologne mit Seifen und Düften.



8 Das Wort **Bogolan** (Tuch aus Schlamm) kommt aus der Sprache der Bambara in Mali. Die Web- und Färbetechnik ist aufwendig. Souleymane Coulibaly setzt die alte Tradition in seinem Atelier in Ségou fort. Seine Kollektion, von der Unesco preisgekrönt, zeigt er bei Ten Eikelder (Severinstraße 235).



9 Der Rot-Blau Stuhl von **Gerrit Rietveld** wird 100 Jahre alt. Ein Grund zu feiern: Zusammen mit den Herstellern Cassina und Spectrum (Rietveld Originals) zeigt Markanto in seinem Depot (Mainzer Straße 26) weitere frühe Werke des niederländischen Architekten und Designers.



10 Zum elften Mal treffen sich bei **Jack in the Box** (Koblenzer Straße 11) Kunstschaffende und stellen Upcycling Design, Upcycling Art, Malerei, Tonarbeiten sowie Schönes und Schräges samt Musik vor. Der gemeinnützige Verein für Beschäftigungsförderung verwandelt zum Beispiel alte Seecontainer in temporär nutzbare und erweiterbare mobile Wohneinheiten.



11 Der Fachbereich Design der Hochschule für Medien, Kommunikation und Wirtschaft (HMKW) lädt wieder zu **Design/18/12** in den Kölner Süden. Der Design-Parcours mit 30 Ausstellern führt durch die drei Stadtteile Sülz, Klettenberg und Zollstock. Zudem sind in der hochschuleigenen Galerie Hundert (Höninger Weg 100a) aktuelle Projekte der Studenten zu sehen.



12 Die Design- und Architekturplattform Stylepark aus Frankfurt prämiert jährlich interessante Neuheiten der im Cologne. Diese werden nun erstmals in einer spektakulären Szenographie des Münchner Designerduos RelvãoKellermann im **MAKK** (An der Rechtschule) gezeigt. Darüber hinaus Installationen von Richard Lampert, Tsatsas und Vitra.



13 Aus den Kollektionen des Antwerpener Designlabels **valerie_objects**, das Axel Van Den Bossche, Frank Lambert und Veerle Wenes gegründet haben, bestücken Fien Muller und Hannes van Severen in diesem Jahr das Schaufenster der Buchhandlung Walther & Franz König (Ehrenstraße 4). Zu den ausgewählten Produkten gehört die Hanging Lamp des belgischen Designer-Duos Muller Van Severen.



14 In der **Design Post** (Deutz-Mülheimer Straße 22a) zeigen gut 30 internationale Marken das ganze Jahr über ihre Neuheiten. Das ehemalige Postamt Köln-Deutz von 1913 ist besonders während der Möbelmesse ein beliebtes Ausflugsziel für Designinteressierte.



15 **Aerobics**, Alex Wolke, Bellchild, Blauw, Denis Stockhausen, Ellen Alién, Gray, Jamal F, Lisa Smirnova, Love Over Entropy heißen die Künstler der **Cologne Music Week**, die unter anderem im Stadtgarten (Venloer Straße 40) zu hören sind.



16 Vor 150 Jahren baute Köln außerhalb der damaligen Stadt eine neue Gasanstalt zwischen Müngersdorf und Ehrenfeld. Heute ist im **Alten Gaswerk** (Widdersdorfer Straße 190) unter anderem ein Showroom von Ultramarin, einem Spezialisten für Wand- und Bodenbeläge. Gezeigt werden auch Wanddekorationen für Nassbereiche der italienischen Manufaktur Wall&decò.



17 Am Kaiser-Wilhelm-Ring finden sich gleich mehrere Anlaufpunkte der Passagen, unter ihnen das Kölner Einrichtungshaus **Pesch** sowie die Showrooms der beiden deutschen Leuchtenhersteller **Tobias Grau** und **Occhio** (Foto). Bei Pesch gibt unter anderem der Künstler Guido Zimmermann eine zeitgeistige und urbane Antwort auf die traditionellen Kuckucksuhren.



18 Im Showroom von **Casaceramica** (Giriltzweg 30) haben die Home-Kollektion des italienischen Luxus-Labels Avant Toi (Foto) sowie der Armaturenhersteller Dornbracht mit seinen smart gesteuerten Wasseranwendungen ihren Ort gefunden.



19 Kunst, aber auch Dinge für den täglichen Gebrauch fertigt der Kölner Keramiker Frank Schillo. Zu sehen in der **Markthalle Belgisches Viertel** (Maastrichter Straße 45).

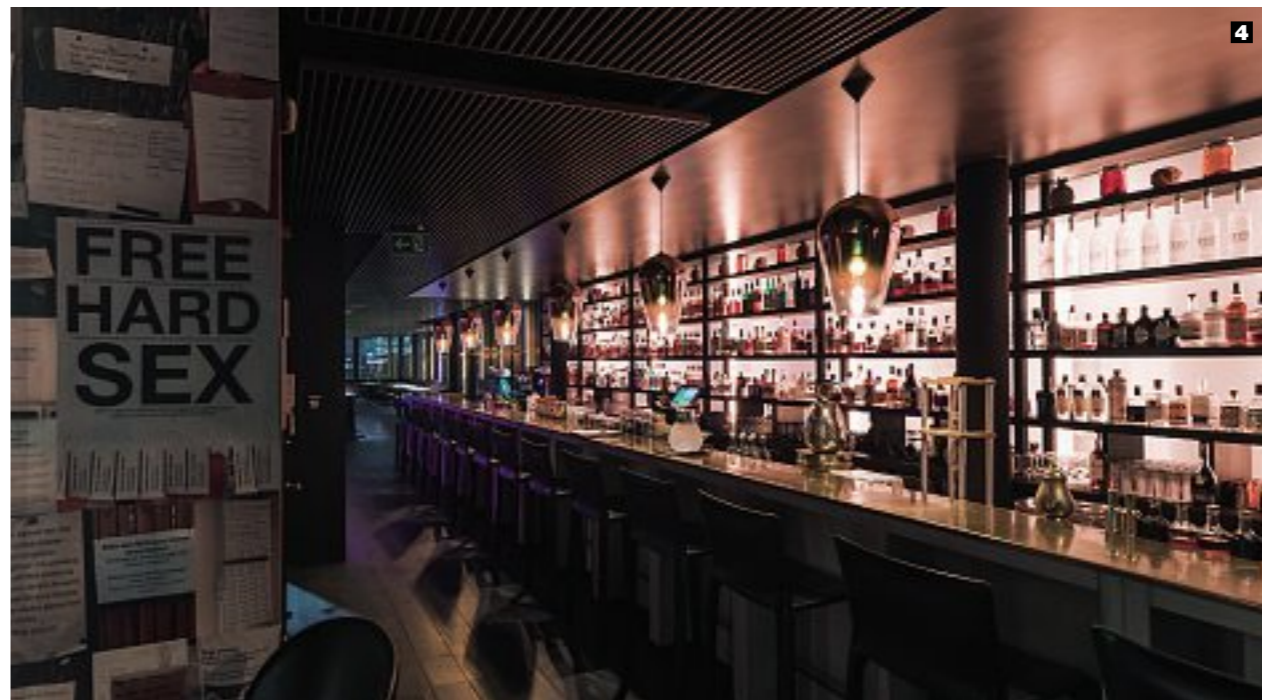


20 Der Rat für Formgebung präsentiert in diesem Jahr wieder die Gewinner des Iconic Awards 2018 im **Kölnischen Kunstverein** (Hahnenstraße 6). Dort wird auch der erstmals ausgelobte „Passagen Prize für up-and-coming Designer“ verliehen.



21 Gleich vier Hochschulen – Coburg, Kaiserslautern, Mainz und Stuttgart – haben sich zusammengeschlossen, um die Arbeiten ihrer Studenten im **Kunstverein Kölnberg** (Aachener Straße 66) vorzustellen. Titel: Space Mining.





1 MUMI HAIATI IST DAS PERSONIFIZIERTE BERLIN

Wie keine zweite deutsche Stadt ist Berlin ein hedonistischer Hort der Club- und Jugendkultur, der jungen Kunst und der teils etwas gespreizten internationalen Macher. Das alternative Image der Hauptstadt lässt sich bestens für Marketing- und PR-Zwecke ausschlagen. Komisch eigentlich, dass gerade die Berliner Modeagenturen sich die Stärken des Stadt-Storytellings so wenig aneignen. Einer, der die Berliner *counterculture* hingegen bestens repräsentiert, ist der Kommunikationsspezialist Mumi Haiati. „Berlin war schon immer rebellisch. Der besondere Vibe macht uns auch im Ausland attraktiv. Dieses Potential möchte ich für meine Kunden nutzen“, sagt Haiati, der sich nach Stationen in London, Barcelona, New York und Paris im Jahr 2014 in Berlin selbständig gemacht hat. Im Portfolio seiner Agentur Reference Studios sind künstlerische Streetwear-Labels wie Nhu Duong, DSTM und Hornof, die den experimentellen Charakter der Hauptstadt gut darstellen, aber auch internationale Größen, zum Beispiel die Schwulen-Plattform Grindr, das Pariser Label Faith Connexion oder der hippe Mailänder Shop Slam Jam. Haiatis Clou? Statt Konzepte etablierter Modemetropolen wie Paris oder New York zu imitieren, also in Berlin auf biedere Cocktailpartys oder herkömmliche Modenschauen zu setzen, baut Haiati lieber auf vielschichtige Events. Mode trifft dann zum Beispiel auf Performance-Kunst oder Untergrundmusik. Zur reinen Kollektionspräsentation schickt er seine Labels wiederum in die etablierten Modestädte – dorthin, wo die Einkäufer auch wirklich Kleidung kaufen wollen. In Berlin tüftelt der bärtige Hüne mit der zarten Stimme übrigens gerade an einem Konzept für ein groß angelegtes interdisziplinäres Festival, bei dem Design, Kunst, Mode und Musik performativ und installativ miteinander verschmelzen. Okay, das klingt handelsüblich. Aber es ist etwas anderes als das klassische Fashion-Week-Format. Mal sehen! *Celina Plag*

WAS GIBT'S NEUES?

Berlin ist immer offen. Daher verändert sich die Stadt so schnell. Ein kleines Trend-Update.

2 ODEEH ERFINDET DIE BERLINER SALONKULTUR NEU

Bei Odeeh ist immer etwas los. Erst im vergangenen Sommer haben die Designer Otto Drögsler und Jörg Ehrlich auch die Kreativdirektion der Porzellanmanufaktur Meissen übernommen. In diesem Jahr feiert das Label mit Sitz in Giebelstadt bei Würzburg schon seinen zehnten Geburtstag – für eine Modefirma aus dem deutschen Mittelstand ist das fast eine Ewigkeit. Die Marke, die vor allem für ihre heiteren Muster und ausladenden Silhouetten bekannt ist, funktioniert also beständig. Das hat wohl auch damit zu tun, dass die Gestalter erkannt haben: Heute reicht es nicht mehr, seinen Kunden nur Mode zu präsentieren, sondern man muss für sie ganz neue Welten erschaffen. „Uns gefällt es, Odeeh in einen visuellen und inhaltlichen Zusammenhang zu stellen, mit anderen Kollektionen, mit Kunst, Fotografie oder Design“, sagt Jörg Ehrlich. Im vergangenen Jahr haben sie deshalb, sozusagen als vorgezogenes Jubiläumsgeschenk, ihren Laden im Bikini-Komplex gegen ein besonderes Konzept in der Potsdamer Straße getauscht. Die Altbauwohnung mit

3 STEFANO PILATI IST IRGENDWIE ZURÜCK

Echte Überraschungen gibt es in der Branche selten, aber als Stefano Pilati im vergangenen Sommer nach einem Jahr Mode-Zölibat wieder auftauchte, war die Aufregung groß. Der italienische Designer war jahrzehntelang an der Spitze der internationalen Szene tätig. Von 2004 bis 2012 war er Kreativdirektor bei Yves Saint Laurent, anschließend verantwortete er die kreative Leitung des Herrenausstatters Ermenegildo Zegna und der Damenlinie Agnona, bis er 2016 nach Berlin verschwand, in eine seiner Lieblingsstädte. Vergangenen Sommer tauchte er wieder auf, erst auf der Show von J.W. Anderson beim Pitti Uomo in Florenz, dann bei Kim Jones' Show für Louis Vuitton, dann als Model für das Berliner Label GmbH. Und dann erschien wie ein Buschfunk aus der Mode-Peripherie eine achtzehnseitige Modestrecke im Magazin „032c“ mit Looks aus seiner eigenen Garderobe und seinem Archiv als Designer. Ein paar Tage später gab

es dann den Coup des Sommers zur Pariser Modewoche – über Instagram. Erst mit einem kleinen Teaser-Video, das mit sinnlichen Nahaufnahmen eines Gesichts „Random Identities“ ankündigte. Dann folgten über Instagram Stories 17 Entwürfe dieser Linie „Random Identities“, die nach 24 Stunden automatisch wieder verschwunden waren. Die monochromen, geschlechtslosen, saisonlosen Entwürfe reflektieren die Stadt, ließ Pilati verlauten. Damit wäre er zwar bei weitem nicht der Einzige, in dessen Werk sich Berlin reflektiert – das war auch schon bei Raf Simons, Jonathan Anderson und Alessandro Michele so. Aber immerhin ist er der Erste von internationalem Rang, der auch dort lebt. Die Distanz zum konventionellen Modebetrieb in Mailand und Paris prägt auch seinen Bruch mit den etablierten Kanälen der Mode. Seine Informationshäppchen dringen stattdessen nur unregelmäßig über Instagram an die Öffentlichkeit. Aber der Appetit auf Stefano Pilatis neues und erstes eigenes Unternehmen ist geweckt. Bis „Random Identities“ sich ganz zeigt, ist es nur eine Frage der Zeit. Vielleicht gibt es diese Saison das nächste Häppchen oder Happening? So lang wie mit dem Flughafen wird es wohl nicht dauern. *Quynh Tran*

4 IM „GOLVET“ SPEIST MAN BODENSTÄNDIG IN DER HÖHE

Der Kiez rund um die Potsdamer Straße hat sich zu einem neuen Kompetenzzentrum der Kreativszene entwickelt. Zwischen Bordsteinschwalben und Berliner Originalen fühlt sich die übermüdete Szene ganz wohl. Neben Dönerbuden und Discountern eröffnen auf der zentralen „Potse“, wo lange vor allem Prostituierte tätig waren, zunehmend Ateliers und Showrooms, feine Boutiquen und vielversprechende Galerien. Klar, dass dann auch die Gastronomie nachzieht, zum Beispiel Fine-Dining-Restaurants wie die „Brasserie Lumières“, das „Panama“ und das „Kin Dee“. Aber wirklich Furore ruft unter Modeleuten gerade das Restaurant „Golvet“ hervor. Björn Swanson und Michael Schulz haben schon bald nach der Eröffnung, Mitte 2017, den ersten Michelin-Stern ergattert sowie 16 Punkte im Gault-Millau. Die Karte bietet neu interpretierte Klassiker der gehobenen Küche aus saisonalen Produkten. Gespeist wird à la carte oder in drei bis sechs Gängen, zum Beispiel Terrine von der Taubenleber mit Meerrettich, roter Bete, Brunnenkresse und Miso. Oder geräucherte Tranche vom Stör mit Wirsing, sauer eingelegten Kartoffeln, Vodka 23 sowie Imperial Kaviar. Während der Gastgeber Björn Swanson das kulinarische Rezept paradoxerweise als „bodenständig“ beschreibt (damit meint er wohl, dass seine Speisen ohne soundsovielen Saucen pro Teller auskommen), greift das „Golvet“ schon räumlich nach den Sternen: Gelesen im ehemaligen Club „40 Seconds“, haben Besucher hier im achten Stock einen phantastischen Blick über den Potsdamer Platz in der Nähe, mitsamt der Baukräne und der Philharmonie. Ein weiteres Highlight, mal abgesehen vom hochglanzpolierten Käsewagen, der hier um kurz nach 19 Uhr hereingeschoben wird, ist die 13 Meter lange Bar. Es ist ein guter Ort, um sich nach anstrengenden Vernissagen oder letztlich doch nervigen Einkaufstouren spät noch einen Snack und/oder Absacker zu gönnen. *Celina Plag*

5 ANDRA DUMITRASCU KOMMT VON UNTEN NACH OBEN

Ausgerechnet eine Berlinerin versetzte bei der vergangenen Pariser Modewoche das Publikum in Begeisterung, als sie eine Impromptu-Show in der Metro inszenierte. Geplant war der Auftritt so nicht. Eigentlich wollte Andra Dumitrascu mit ihrem Label Dumitrascu im Centre Pompidou über den Dächern von Paris ihre Kollektion zeigen, aber Komplikationen mit der Ausstellungsfläche zogen sie kurzerhand in den Untergrund, nämlich in die angrenzende Station Rambuteau. Bei ganz normalem Verkehrsbetrieb am Freitagabend im Zentrum der französischen Hauptstadt (die U-Bahn kommt im Abstand von wenigen Minuten) liefen Models in ihren Entwürfen zwischen den Fahrgästen die Bahnsteige auf und ab. Die Einladung war das Metro-Ticket, als Front-Row-Plätze

dienten die Wartesitze der öffentlichen Verkehrsbetriebe. Die Kritiker waren begeistert. Und zwar nicht nur von der Überraschungsshow, sondern auch von den Entwürfen: Ihre zweite Kollektion, „Kebaby“ für den Sommer 2018, ist ein wunderbar eklektisches Gewirr von Strafenkultur und hoher Schneiderkunst aus High-Tech-Funktionsstoffen; halb Hommage an Kreuzberg, halb Erinnerung an die Kindheit im kommunistischen Rumänien, wo Aldi-Tüten mit einem Stolz getragen wurden wie heute Prada-Taschen. Kleider und Sweatshirts wie geschmolzenes Plastik, weite Hosen aus hauchdünner Synthetik-Seide in Batik- und Schlangenhautprint, dazu Oversize-Hemden und Blazer: Das humorvolle Spiel mit dem klassischen Luxusempfinden hat auch auf Concept Stores aus aller Welt gewirkt. Zu dem Dutzend Händlern der ersten Stunde gehören Maryam Nassir Zadeh (New York), Opening Ceremony (New York, Los Angeles), Shine (Hongkong)

oder Sprmrkt (Ibiza). Auch wichtige französische Einzelhändler haben schon an die Tür des Berliner Studios geklopft. Wäre sie in Frankreich, würde Dumitrascu mit ziemlicher Sicherheit schon von Verbänden oder Privatwirtschaft gefördert. In Deutschland ist das Interesse derzeit noch zurückhaltend. Dabei ist Andra Dumitrascu, die an der „Angewandten“ in Wien bei Raf Simons studiert hat, schon lange in der Berliner Kreativszene. Sie hat Produktionen für Künstler mitverantwortet, und seit mehr als zehn Jahren betreibt sie in der Mulackstraße ihr eigenes Geschäft. Zuerst namenlos, seit einigen Jahren unter dem Namen Sal-Bazaar, ist es ein Ort für Kenner mit Marken wie Lemaire, Eckhaus Latta oder Bless. Jetzt führt sie dort natürlich auch ihr eigenes Label. Selbst wenn die Prophetin im eigenen Lande nichts gilt: Auf die Berliner wirkt internationale Anerkennung irgendwann doch – weil sie so wenig davon haben. *Quynh Tran*



DRESDNER MUSIKFESTSPIELE
www.musikfestspiele.com

SPIEGEL
10. MAI –
10. JUNI
2018

„Ein Festival als Begegnungsstätte für Menschen aus aller Welt.“
Jan Vogler, Intendant

FOTOS: SONAS/INSTROEM, ANDREAS/ALEXANDER BOHLENDER, AFP, THOMAS SCHLORKE, HERBERT/ELER

ZWEI FRAUEN

EIN LOOK

Mode aus Berlin? Das kann klappen. Rianna Kounou und Nina Kuhn fertigen aus Vintagetüchern neue Kleider.

Von Jennifer Wiebking,
Foto Andreas Pein

Rianna Kounou und Nina Kuhn sitzen in ihrem brandneuen Atelier in einem Hinterhof an der Berliner Torstraße und erzählen von New York. Das Traditionskaufhaus Bergdorf Goodman hat für sie vor ein paar Wochen einen Pop-up-Store organisiert, eine Ecke nur mit Entwürfen von Rianna and Nina. Das Label von Rianna Kounou und Nina Kuhn ist gerade mal dreieinhalb Jahre alt, da ist eine solche Ecke eine große Ehre. Die erste Überraschung ließ nicht lange auf sich warten, wie Nina Kuhn erzählt. Am Tag der Eröffnung, einem Samstag, kaufte eine Kundin so viele ihrer Jacken, Mäntel und Kleider, so viele der aus bunten Stoffen zusammengesetzten Stücke, von denen einige noch mit Swarovski-Steinen besetzt waren, dass sie anschließend um 114.000 Dollar ärmer war.

Als Rianna Kounou und Nina Kuhn am Montag darauf in New York eintrafen, um selbst für eine Woche dabei zu sein, und noch nichts von dem Großeinkauf der Kundin wussten, wunderten die beiden sich vor allem, dass die Kleiderstangen so leer waren. „Ich dachte mir“, sagt Nina Kuhn, „haben sie das alles noch hinten im Lager hängen?“ Die Leute von Bergdorf Goodman antworteten, es sei schon alles weg. Die gute Kundin, eine reiche Geschäftsfrau, war nicht selbst im Kaufhaus gewesen, sie hatte ihre Stylistin vorbeigeschickt und war mit ihr über Videoanruf verbunden. „Als der Verkäufer sie fragte, wann sie denn all diese Sachen tragen wolle, antwortete sie: Ich brauche keinen Anlass für Rianna and Nina. Darin hole ich morgens auch gerne meine Post aus dem Briefkasten.“

Aus dem Lachen im Atelier von Rianna and Nina in Berlin ist auch ein wenig Stolz, Erstaunen und Erleichterung herauszuhören. Die beiden sind ein schönes Beispiel dafür, dass Mode, die aus Berlin kommt, ihre Daseinsberechtigung hat. Dass Konzepte, die hier erdacht werden, nicht einfach vor sich hin darben, sondern dass ihre Macherinnen mit einer Dynamik an die Arbeit gehen, die man in dieser schwierigen Branche braucht.

Rianna Kounou, 49, und Nina Kuhn, 34, haben ein rares und klares Konzept. Aus alten Stoffen und Tüchern fertigen sie neue Kleider, Kimonos und Jacken. Das



Rianna (links) und Nina arbeiten mit ihrem Label Rianna and Nina nicht nach Schema F und ohne Saisons. Die Kundinnen lieben ihre neuen alten Kleider.

Ergebnis ist unverkennbar Rianna and Nina. Das Interesse an den neu aufbereiteten Vintagestücken zeigt auch, dass solche Ideen eine Zukunft für die Mode sein könnten, in der etablierte Marken allmählich an Macht verlieren. Junge Designer können mit nur einem guten Einfall, sofern es ein Knaller ist, erfolgreich sein, unabhängig von dem Ort, an dem sie leben.

Rianna and Nina ist ein Knaller-Einfall. Jedenfalls hängt die Marke schon in 15 Läden, und nur zwei davon sind in Deutschland, das Kadewe in Berlin und Mohrmann in München. Rianna and Nina ist so speziell, dass sie mehr als einen Markt für ihre Mode brauchen, also die Welt. „Wir sind so teuer wie Valentino, Gucci oder Dolce & Gabbana“, sagt Nina Kuhn. „Neben diesen Marken hängen wir auch.“ Bei Browns in London zum Beispiel, auf Mykonos, auf Capri, in Peking, Monaco, Palm Beach. Und bei Joyce in Hongkong, deren Einkäufer im vergangenen Jahr den Berliner Modosalon besuchten und nur eine einzige Marke orderten.

Das alles sind Läden, die nicht nach Schema F einkaufen, die nicht an Saisons kleben, die ihre Kunden individuell einkleiden und erkennen, dass die Designerinnen allein aus der Suche nach den richtigen Stoffen eine Wissenschaft gemacht haben, dass sie nicht einfach nur auf einer Stoffmesse nach Materialien suchen.

Diese Mode passt gut in unsere Zeit, in der Handgemachtes wieder geschätzt wird, in der zum Beispiel Häkeleien nicht an Bastelnachmittage im Gemeindezentrum erinnern, sondern an stilbewusste Menschen, die bereit sind, viel Geld für Kleider auszugeben – es müssen ja nicht gleich 114.000 Dollar sein.

Bei Rianna and Nina geht jedes Tuch, jeder Stoff durch viele Hände, wenn daraus ein Kleidungsstück entsteht, vor allem durch die Hände von Claudia, die seit Beginn für das Label hier in Berlin arbeitet, und durch die Hände von Rianna Kounou, dem kreativen Kopf des Duos.

Eines Tages im Jahr 2013 ging sie, eine riesengroße Brille von Pucci in den Haaren, zur Vintagemöbel-Messe im Postbahnhof am Ostbahnhof. Nina Kuhn, ebenfalls eine Vintage-Liebhaberin, war auch da. Kuhn sah die große Pucci-Brille, Kounou sah den bunt karierten Blazer von Escada,

den Kuhn gerade erst an einem Stand am Postbahnhof gekauft hatte. „Wir haben uns gesehen und dachten beide: Wir müssen wissen, wer die andere ist.“ Kounou erzählte von ihrem Vintage-Geschäft, das Kuhn nicht kannte. Allein das: eine Sensation, denn sie kennt jeden Vintage-Laden. „Das Erste, was ich mache, wenn ich neu in einer Stadt bin, ist zu schauen, wann Flohmarkt ist, welche Vintage-Läden es gibt.“ Ein paar Tage später stand sie bei Rianna in Berlin, so hieß das Geschäft und so heißt es bis heute, in Mitte an der Großen Hamburger Straße. Dann lud Kounou, die aus Griechenland kommt, Kuhn zum Abendessen zu sich

**„WIR WAREN
ZWEI FREMDE
UND SIND
JETZT WIE
VERHEIRATET“**

nach Hause ein. „Und ich durfte am Tisch rauchen, obwohl niemand in der Familie raucht.“

Nina Kuhn leitete damals die Marketingabteilung des Kaufhauses Galeries Lafayette in Berlin, eine gute Stelle, gut bezahlt. Aber die fixe Idee, sich mit Rianna Kounou, die sie gerade mal ein paar Monate kannte, selbständig zu machen, ließ sie nicht los. „Meine Mutter sagte: Jetzt willst du kündigen, um mit dieser fremden Frau einen Kissenladen zu eröffnen?“ Nina Kuhn kündigte. „Wir waren zwei fremde Frauen und haben von einem Tag auf den anderen wie geheiratet.“

Es war zugleich ein eigentlich logischer Schritt. Nina Kuhn wuchs bürgerlich in Mannheim auf, der Vater selbständig mit einer Firma für Hausfinanzierungen, die Mutter Hausfrau. Gut, ihr jüngerer Bruder Markus sollte später Profisportler werden, American Football, in der Mann-

schaft der New York Giants. Nina Kuhn hingegen interessierte sich für Vintage. In den Neunzigern in Mannheim bedeutete das bestenfalls Secondhand oder die abgetragenen Sachen anderer Leute. „Mit zwölf habe ich mir eine alte 501 von Levi's gekauft.“ In einem Alter also, wenn sich andere Mädchen langsam von den Einkäufen in der Jugendabteilung mit der Mama emanzipieren und mit ihren Freundinnen bei H&M shoppen gehen. Mit 13 Jahren wünschte sie sich von der Oma zum Geburtstag ein altes Bild aus einem Naturkundebuch von 1900, darauf ein pinkfarbener Flamingo, drumherum ein goldener Rahmen. „Meine Eltern fragten sich, was das bitte für ein Geschenk für eine Dreizehnjährige sei.“ Wenn irgendwo ein Flohmarkt stattfand, wenn im Rhein-Neckar-Zentrum in Viernheim die Antiquitätenmesse anstand – Nina Kuhn war da.

Nach dem Abitur volontierte sie bei einer PR-Agentur, studierte Kommunikation und Medienwirtschaft, hospitierte in New York und zwar nicht bei Marc Jacobs, der zu der Zeit cool war, sondern bei dem recht angestaubten Label Bill Blass. „Aber dass dort von Hand in New York produziert wurde, das war meins.“ Dann studierte sie noch in Mailand Fashion Design Management und landete so beim Kaufhaus Galeries Lafayette. Dort blieb sie, bis sie Rianna Kounou kennenlernte.

„Ich war ehrlich gesagt überrascht über Ninas Entscheidung für ein Label“, sagt auch Kounou, für die Selbständigkeit immer dazu gehörte. Ihre Mutter hatte in Griechenland mit alten Textilien gehandelt. 1981 zog sie mit Rianna und deren Bruder nach Berlin. Rianna besuchte das griechische Gymnasium am Savignyplatz, die Mutter gründete ein Restaurant, „wie alle Griechen in Deutschland“. Es war kein Fleischspeiß- und-Tsatsiki-Grieche, das Restaurant in Tiergarten war anders, und es hieß auch so: „Anders“. „Es war auch eine Kunstgalerie. Griechische Künstler haben dort ausgestellt.“ Renoviert hatte die Mutter zuvor alleine. Die Tochter half nach der Schule. „Ich habe auch gekocht. Deshalb koche ich heute so gut.“

Nach dem Gymnasium 1986 zog die Familie zurück nach Athen, Rianna sehnte

sich nach der Wärme, die sie in ihrer Jugend nur von den Sommern kannte, und die Mutter hatte mittlerweile einen Deutschen kennengelernt, der bereit war mitzuziehen. Rianna Kounou besuchte Seminare für Kostümbild in Griechenland, arbeitete dann mal wieder in Deutschland, bekam einen Sohn und eröffnete schließlich in Athen mit einer Freundin eine eigene Vintage-Boutique.

Zehn Jahre lang betrieben die beiden den Laden. 2009 hatte Rianna dann genug von der tollen Metropole gehört, die Berlin mittlerweile sein sollte. Sie wollte es selbst erleben und zog hin, mit Mann und Sohn, der damals in die vierte Klasse ging. „Im Juni 2009 sind wir gegangen, im September ging die Krise in Griechenland los, und ich dachte, das gibt es nicht.“ Seitdem hat sich dort nicht viel verbessert. Sie ist nur noch selten da. „Wann auch?“

Bis eine Kundin bei Bergdorf Goodman 114.000 Dollar lässt, müssen Kuhn und Kounou schließlich viel arbeiten. Oder bis Rihanna – nicht Rianna, sondern der Popstar – zwei Kimonos der beiden kauft. Sie verschenken nichts. Stattdessen machen sie Druck bei den Händlern, forschen nach den richtigen Stoffen, halten ihre Kundinnen über Whatsapp bei Laune, arbeiten an der zusätzlichen Prêt-à-porter-Kollektion „It's all Greek to me“, die sich in den Läden so gut durchsetzen soll wie die Einzelstücke.

„Nina hat immer gesagt: Ich mache uns zu einem Label“, sagt Rianna Kounou. Das sollte im vergangenen Jahr auch bedeuten, das Shop-Konzept aufzugeben, mit dem die beiden in Mitte angefangen hatten. „Die Idee war nie, nur einen Laden zu haben, dafür sind die Stücke zu teuer.“ Für einen Kimono zahlt man hier schnell 2000 Euro. „Wenn ein Tuch noch so schön, aber aus Polyester ist, werden wir es nicht verarbeiten“, sagt Kuhn. „Es sollen Stücke sein, die man liebt.“

Die Stilikonen dafür sind die zwei Frauen selbst. Sie laufen ja selbst immer so rum, mit vielen Lagen, mit bunten Mustern. Kein Wunder, dass sie es beide hassen, ihre Koffer nach einer Reise auszuspacken. Der Rianna-and-Nina-Look ist das Gegenteil von minimalistisch, weil es ihr Look ist. „Es ist uns wichtig“, sagt Nina Kuhn, „dass wir einfach wir sind.“

„Ich arbeite an der Wiederverzauberung der Welt“

Der Maler Neo Rauch über seine große Retrospektive in Zwolle, den Bannzauber der Leinwand und seinen künstlerischen Weg aus der Abstraktion ins Figurative

Interview Rose-Maria Gropp und Stefan Trinks



„Dromos“, 1993, 250 mal 198 Zentimeter

Herr Rauch, Sie haben wiederholt die Metapher der Leinwand als „Netz“ gebraucht, bei dem der aus Knoten gewebte Bildträger als eine Art Schleppnetz Ideen und Figuren einfängt. Wann und warum haben Sie sich für die Malerei auf Leinwand entschieden, für diese unauflöbliche Verankerung von Figur in einem Textil? Die Leinwand war für mich von Beginn an der Sehnsuchtsbildträger. Dazu muss man wissen, dass die Leinwand für die malenden DDR-Bürger ein nicht ohne weiteres erreichbares Gut war, denn in der Studienzeit wurde auf Hartfaser gemalt, es gab nichts anderes. Eine Leinwand musste man erst einmal kriegen, das wurde in der Hochschule für Graphik und Buchkunst in der Tischlerei verwaltet und nur auf Zuteilung herausgegeben. Meine erste Leinwand habe ich als Kandidat des „Verbands Bildender Künstler“ erwerben können. In einem eigens für das professionelle Personal zuständigen Künstlerbedarfsladen konnte nur einkaufen, wer seine Mitgliedschaft nachweisen konnte. So viel zum trivialen Aspekt der Entscheidung zur Malerei auf Leinwand.

Und die nicht-trivialen Gründe?

Es hat mich immer fasziniert, diesen Widerstand zu haben, der nachgiebig ist, dieses leicht Federnde, dieses Atmen des diffusionstauglichen Materials. Es ist eine Art Filter, es sickert etwas ein, nimmt Farbe auf, ist aber auch atmungsfähig, es geht etwas hindurch. Der Geist der Zeit, der Geist der Minute, der glückliche Moment wird aufgefangen. Das ist dem Bündelungsvorgang, den ich im Moment der Entscheidungsfindung für ein bestimmtes Motiv habe, sehr zuträglich. Ich greife also in das unermessliche Arsenal der Formen und Farben und nehme eine Enthüllung vor, und das ist der Moment, wo sich Gestern und Heute in der Zwischenschicht der Leinwand manifestieren.

Das Einsickern in die Leinwand, der Figuren wie der Farbe, könnte auch eine Metapher für Verarbeitung und Verdrängung sein. Gibt es für Sie eine Wiederkehr des Verdrängten auf der Leinwand?

Ich versuche wohl eher, etwas zu bannen. Man spricht ja auch landläufig davon, dass jemand etwas „auf die Leinwand bann“, und der Bann bringt auch einen dynamischen Prozess zur Ruhe, ein Bannzauber, ein Bannfluch, je nachdem. Da bin ich eben der mit dem Zauberstaub, der diese Bannsprüche vorträgt, um die Prozesse, die auf mich einströmen, zur Ruhe zu bringen. Und die Dinge, die aus mir herausbrechen wollen ebenfalls. Ich setze mich zugleich in den Zustand einer höheren Macht über die Verhältnisse und die Elemente. Das zeigt mir, dass es nichts Schöneres gibt als diese Arbeit, denn ich kann mit diesen Elementen Umgang haben, ohne an ihnen zugrunde zu gehen. Alles auf eine Formel zurückführen, alles seiner Gefährlichkeit berauben.

Es gibt viele Künstler, die ihren Namen in Form einer Kryptosignatur, einer versteckten Verbildlichung ihres Namens, ins Bild bringen. Der Dürer-Schüler Hans Schäufelein setzt häufig eine kleine Schaufel in seine Bilder, Daniel Hopfer eine Hopfendolde, Peter Flörner entsprechend eine Flöte. Bei Ihnen finden sich in den Bildern viele Partien mit Rauch, Vulkane mit Rauchsäulen, ganze Rauchwände, auch viel Sfumato im Hintergrund, und das von Anfang an bis heute. Ist Ihnen das wichtig?

Ich habe das nicht bewusst vorangetrieben, aber mir ist das auch aufgefallen, besonders in den frühen Werken. Ich habe sowieso eine Affinität zu Rauchentwicklung jeglicher Art, abgesehen vom ordinären Tabakqualm. Darüber hinaus ist der Name natürlich ein Hinweis auf eine Nähe zu Feuerstellen vor unzähligen Generationen, eine gewissermaßen angeborene Lust am Zündeln. Ich habe mal in einem Namensregister nachgesehen: Das ist jemand gewesen, der irgendwie mit Feuermachen in Verbindung stand. Wir kommen also nicht los von der Basis, die uns vorgeschrieben ist.

Haben Sie die nichtgegenständliche Malerei bewusst umgangen?

Sie hat mich eine Zeitlang interessiert als Gegenprojekt, als Sehnsuchtsküste, an deren Gestaden ich allerdings nie landen würde. Weil ich mich für nicht intelligent und inspiriert genug hielt seinerzeit, vor 30 Jahren, so muss man sich den Zustand vorstellen, in dem ich mich damals befand. Weil die nichtgegenständliche Malerei immer mit dem Gestus der

Hegemonie im Bereich der wirklich relevanten Wirksamkeit auftrat. Da hatte ich damals in meiner Unsicherheit immer noch das Gefühl, dahin komme ich nie, die müssen Pfade benutzt haben, die für mich einfach nicht gangbar waren, weil ich nicht über eine Beseltheit verfügte, irgendwie von einem anderen Stern komme. Man braucht diese Beseltheit. So sehe ich das heute. Der Zauber der nichtgegenständlichen Malerei ist ja längst verblasst, ein Wimpernschlag der Geschichte. Ich versuchte gerade aber, diesen Moment zu beschreiben, in dem ich mich damals befand – in einer verstohlenen, neidvollen Anbetungshaltung, einem völligen Unverständnis dem Fremden gegenüber. Und insofern mir das fremd war, war es interessant. Ich habe in meiner eigenen Produktion natürlich die Nähe zu diesen Zuständen gesucht. Es gibt eine Reihe von Bildern, die sich dem gestischen Abstraktionismus annäherten.

Sind diese Bilder vor 1993 entstanden?

Ja, aber ich habe auch gespürt, dass ich mit jedem Pinselstrich, der mich weiter zur Abstraktion führte, mich zugleich weiter von mir entfernte. Dass ich beliebiges Sonntagsmalermaterial lieferte. Es gibt ja diese Art von Sonntagsmalerei – gestisches Herumgemache, und so etwas produzierte ich. Ich habe mich einfach verloren und nicht mehr im Griff gehabt, wusste nicht mehr, wer ich bin, was ich zu sagen hätte, wurde austauschbar. Einer unter vielen.

Diese Bilder gibt es nicht mehr?

Zum Teil habe ich sie zerstört. Manche gibt es noch.

War diese Rückkehr zum Selbst schwierig?

Ja, eine Art Heimkehr des verlorenen Sohnes. Es liegt dem Prozess ein Paukenschlag zugrunde, ein richtungweisender Fingerzeig, wie man ihn selten dargereicht bekommt: Ich war in einer fremden Stadt unterwegs, trat in eine Souterrain-Situation, musste einige Stufen hinuntersteigen, ich stand in einem großen Raum, der wohl 30 mal 30 Meter maß, also ein Würfel, diffus beleuchtet. Mir gegenüber erstreckte sich eine Bar, darüber eine Neonröhre, ansonsten war es schäbig, abblättrender Putz. Ich frage den Barkeeper nach der Toilette, er weist mich auf die gegenüberliegende Wand hin. Und nun bemerke ich, dass diese komplett von einem riesigen, gusseisernen Tondo ausgespannt ist, einer Art Mandala, sehr fein modelliert. Man muss sich eine Ornamentik vorstellen, die sich zur Mitte hin immer mehr konzentriert, und in der Mitte gab es eine Swastika. Mir war in dem Moment schon klar, dass es sich um kein politisches Symbol handelte, sondern um ein wirbelndes Sonnenrad. Das war ein Hinweis auf eine Konzentration, auf ein Zu-sich-Finden, ein Sich-Ausmitteln, dem ich mich ausgesetzt habe, indem ich danach diese großen schwarzen Tondi gefertigt habe. Die waren etwas wie ein Umarmen des Materials auf dem Boden des Kinderzimmers, des Spielplatzes, im Sinne des Versuchs, alles zusammenzuführen, was mir noch zu Händen ist, zur Verfügung steht, eine Umzirkelung meines Selbst. Da habe ich auch angefangen, die Figuration wieder stärker in den Blick zu nehmen und sie mit der nötigen Liebe wieder zur Geltung zu bringen.

Die figurativen Bilder sind gewissermaßen wieder stärker hervorgekommen?



„Eine Umzirkelung meines Selbst“: Neo Rauch 2011 in seinem Leipziger Atelier

Foto Barbara Klemm

Ja, aus Ungesondertem hinaus ins Gesonderte. Es emanzipiert sich und kristallisiert sich aus der Schlacke heraus. Das kann man natürlich auch bedauern, man kann darin einen Verlust an Variabilität sehen, aber für mich ist es ein Stadium, in dem ein neues Nachdenken möglich ist. Und vielleicht wird mir ein neuer Fingerzeig im Traum zuteil?

Die beschriebene Traumvision der wirbelnden Swastika in der Rundform eines Tondo passt zu dem Eindruck, den man vor vielen Ihrer Bilder gewinnt. Wie ein Wissenschaftler im Labor scheinen Sie die Mäuse der Figuration in einer Experimentalanordnung herumwirbeln zu lassen. Wie oft werden bei Ihnen in diesen zentrifugalen Formexperimenten Figuren ausgetauscht oder wieder übermalt?

Das passiert recht häufig. Und wenn es nicht die gesamte Figur betrifft, so zumindest die Porträts. Sie sind mir mit den Jahren immer wichtiger geworden. Sie sind Träger von Ausdruck und atmosphärischen Momenten, die den Zugang zum Bild erschweren oder erleichtern können. Auf den Schultern meiner Figuren vollziehen sich mitunter abenteuerliche Metamorphosen, bis ich dann feststelle, dass jetzt der Richtige eingetreten ist in das Bild. Das hat nichts mit malerischer Qualität zu tun, sondern mit einer atmosphärischen Stimmigkeit. Die Figur muss in das Programm des Bildes passen, das sich natürlich auch entwickelt. Denn es gibt keinen Plan. Das Bildgeschehen wird von mir nur an relativ lockeren Zügeln gehalten. Von einem bestimmten Moment an überlasse ich es sich selbst.

Es war eine Novität, als Ihr Galerist Gerd Harry Lybke Ihre bis dahin fast unbekanntesten Zeichnungen mit dem gemalten Großformat „Schilfland“ ausstellte. Sie begreifen Zeichnungen sicher als eigenes Medium, aber ist da etwas anders, solange die Farbe fehlt? Es ist ja kein automatisches Zeichnen, oder? Doch, häufig auch. Die Zeichnung ist für mich natürlich ein viel kleinteiliger abgezieltes Experimentierfeld als die Leinwand, aber es ist eben auch eine Situation, in der ich einen noch viel größeren Kontrollverlust gegenüber der Rationalität zulassen kann. Da kann ich mir auch Dinge gestatten, die ich mir auf Leinwand nicht so ohne weiteres durchgehen ließe. Es ist aber auf jeden Fall eine parallele Fließstrecke, die ich immer mit dem Wort „Beifang“ bezeichne. Viele Zeichnungen entstehen auch gar nicht mit



„Mars“, 2002, 250 mal 210 Zentimeter



„Die Kontrolle“, 2010, 300 mal 420 Zentimeter



„Scheune“, 2003, 200 mal 250 Zentimeter

„Ich arbeite an der Wiederverzauberung der Welt“

der Absicht, sie irgendwann einmal passepartoutiert hinter Glas wiederzufinden. Es ist vielmehr so, dass vieles auf dem Atelierfußboden landet. Da liegt dann einiges herum.

Ist es also auch Abfall der Spannung, vor eine zu große Leinwand treten zu müssen? Es ist wirklich der Kontrast. Ich nutze für die Zeichnungen das kleinste Format, etwa Din A5, ein doppelter Handteller. So lässt sich Beiläufiges gut verhandeln, und man kann, wenn man will, auch eine Tiefenlotung vornehmen, die aber nicht so viel Aufhebens von sich macht. Es kommt vor, dass solche Fundstücke auf der großen Leinwand wieder auftauchen, aber prinzipiell sind sie keine direkten Vorbereitungen von Leinwandarbeiten.

Was bedeutet der Titel Ihrer aktuellen Ausstellung, „Dromos“? Das ist zuerst einmal die griechische Bezeichnung für den von Sphingen gesäumten Weg zu einem ägyptischen Tempel oder zum Grab hin. Hat das Wort noch eine andere Bedeutung für Sie? Dass man aus der Bahn springt, die einen magisch zum Endpunkt hin saugt oder geleitet. Dass man sich vielleicht an den Krallen der Sphingen wundreibt und sich von ihnen packen lässt. Ich denke, dass wir alle auf vorgezeichneten Bahnen unterwegs sind; ich bin da ein Fatalist. Ich glaube, dass jedes Individuum durch einen inneren Klang oder eine koloristische Grundstimmung geprägt ist, die es ausfüllt wie ein Muster. Und man ist gut beraten, sich dem anzuliefern, sich dessen bewusst zu werden, denn dann wird man den Weg zum Tempel hin auch ohne größere Abschürfungen absolvieren.

Wie ein Trauma, aber ohne Wiederkehr? Ja. Die Ornamentalstruktur unserer Schicksalsbahnen offenbart sich ja erst hinter der Tempeltür. Wenn wir durch diese Pforte geschritten sind, werden wir sehen, wie sich das ausnimmt, was man hinter sich gebracht hat. Ich finde diese Betrachtungsweise reizvoll, weil sie einfach schön ist. Das ist ein Programm, dem man seine Selbstwahrnehmung durchaus unterziehen kann.

„Wir werden, was wir sind“, eine von der Romantik geprägte Haltung. Wie sehr ist Ihr Werk von Literatur geprägt? Gibt es Bilder, für die Literatur die Triebfeder war?

Ja, es gibt immer Unterströmungen, die mich über eine bestimmte Strecke mit sich führen. Das ist von wechselhaftem Zuschnitt, das kann Novalis sein, eine romantische Tendenz wohnt meinem Werk ja ohnehin inne. Ich bin ein bekennender Romantiker und immer bemüht, an der Wiederverzauberung der Welt mitzuwirken. Ich bin also kein Aufklärer, wenngleich ich als Zeitgenosse schon sehr daran interessiert bin, das Programm der Aufklärung voranzutreiben. Aber als Künstler habe ich mich dem Gegenteil verschrieben, und es gibt ein Begleitprogramm im Hinblick auf die Unterströmungen, das war in den neunziger Jahren Ernst Jünger, der mich als anregendes Fluidum umfängen hat.

Jünger war sehr heilsichtig, er nahm zum Beispiel Drogen in seinem Zukunftsroman „Gläserne Bienen“ vorweg...

In „Heliopolis“ (1951) haben wir sogar das Handy, den „Phonophor“, und „Auf den

Marmorklippen“ (1939) ist natürlich ein unglaubliches Werk, das im Bereich der widerständigen Literatur in Deutschland längst nicht die Geltung erlangt hat, die ihm zusteht. Diese Figur des „Oberförsters“, der sein Gelichter und Gesindel um sich versammelt – die ist immer wieder mit neuem Leben erfüllt worden.

Als Kunsthistoriker meint man neben den romantischen Elementen immer auch eine aktualisierte Atmosphäre der späten zwanziger Jahre zu spüren, eine unaufgelöste Ambivalenz aus Neuer Sachlichkeit und Surrealistischem, wie es beispielsweise Rudolf Schlichters Porträt von Ernst Jünger zeigt, das neben einer nüchternen Schilderung des Dichters doch immer auch magische Elemente enthält, die sich in diesem Fall in den Felsgesichtern hinter Jünger spiegeln. Würden Sie sich selbst als geprägt durch Künstler dieser Zeit sehen, Maler wie Otto Dix, George Grosz oder Rudolf Schlichter?

Natürlich, ich war dem ja auch ausgesetzt. Otto Dix gehörte zu den Hausgöttern an der Leipziger Akademie. Es war eine Art der Gegenstandsuntersuchung, die uns auch nahegelegt wurde. Volker Stielzmann stand zum Beispiel Dix sehr nahe. Das ist alles an uns vorbeigezogen worden per Lichtbild. Dieses Herumgestochere in den Biographien war ja damals noch nicht das gängige Verfahren, um sich mit diesen Kunstsachverhalten zu beschäftigen, das ist ja erst eine Erscheinung unsere Tage.

Im Museum Fundatie in Zwolle, in der „Dromos“ zu sehen ist, hängen Sie in guter Nachbarschaft zu René Magritte, M. C. Escher, Vincent van Gogh oder Odilon Redon. Geben Ihnen diese Künstler etwas? Redon ist ein herausragender Zeichner und Graphiker. Und Magritte war einer meiner Lieblingskünstler als Sechzehn-, Siebzehnjähriger.

Hatten Sie bei der Zusammenstellung und der Hängung freie Hand?

Die Auswahl habe ich vollkommen in die Hände des Kurators Ralph Keunings gelegt, der natürlich seine Mühe hatte, das Haus zu füllen, denn nicht jeder Leihgeber hat sich an seine Zusage gehalten. Es ist nicht so, dass mein Arsenal hier im Atelier prall gefüllt ist und sich per Knopfdruck über Museumswände ergießen kann. Ich habe auch aus meinem Bestand, aus der Sammlung Perlmutter, beigesteuert. Insofern lag es auf seiner Seite, Sammler zu begeistern, die Exponate zur Verfügung zu stellen. Seine Idee war es, aus jedem Jahr mindestens ein Werk zu integrieren – und das hat geklappt.

Damit gewinnt die Ausstellung noch eine zweite Ebene. Die Frage nach Zeitlichkeit, diese Sukzession, ist das Rätsel der Sphinx von Theben: Was läuft morgens auf vier Beinen, mittags auf zwei und abends auf drei? „Dromos“ zugleich als eine Chronologie der Menschheits- und somit auch der Künstlergeschichte?

Von dem dreibeinigen Zustand sind wir ja Gott sei Dank noch ein Stück entfernt.

Am 20. Januar 2018 eröffnet Neo Rauchs Ausstellung „Dromos. Malerei 1993–2017“ im Museum De Fundatie von Zwolle in den Niederlanden. Erstmals wird aus jedem Jahr seit 1993 ein Bild des Malers zu sehen sein.

FOTOS: MUSEUM DE FUNDATIE/VGB BILD-KUNST, BONN/2018



WILD GEWACHSEN, VON HAND GEERNTET,
BEHUTSAM DESTILLIERT.
DER ERSTE UND EINZIGE ISLAY DRY GIN.

ENTWICKELT, DESTILLIERT UND IN HANDARBEIT HERGESTELLT
VON BRUICHLADDICH, THE RHINNS, ISLE OF ISLAY.
PROGRESSIVE HEBRIDEAN DISTILLERS

www.thebotanist.com



Der Gärtner: Für Werner Hanser war der Teeanbau Neuland.

Tea Party

In Freiburg wollen ein Gärtner und ein Landwirt echten Tee anbauen. Leichter gesagt als geerntet.

Von Rüdiger Soldt
Fotos Verena Müller

Werner Hanser und Erwin Wagner legen im Gewächshaus am Ortsrand von Opfingen eine kurze Arbeitspause ein und gießen einen Schluck Weißherbst in die Gläser. Der Gärtner und der Landwirt sind in Südbaden aufgewachsen, ihre Liebe gilt natürlich dem Wein. Doch seit fast vier Jahren setzen sie ihren ganzen Ehrgeiz in ein Projekt für ein anderes Getränk: Mit dem Anspruch, schon bald Geld damit zu verdienen, wollen sie echten Tee anbauen und vermarkten.

Opfingen ist ein Stadtteil Freiburgs. Auf dem Sonnenberg, von dem aus das Freiburger Münster zu sehen ist, wachsen die Burgundersorten, Muskateller und Müller-Thurgau. *Camellia sinensis*, so heißt die Teepflanze in der Sprache der Botaniker, wächst hier bislang nicht. Hanser ist Gärtner und Marktbesucher auf dem Freiburger Münsterplatz, er baut Thymian, Rosmarin, Zitronenmelisse und andere Küchenkräuter an – die Kräutertopfpflanzen sind bei Hobby-Köchen und professionellen Küchenchefs beliebt. Mit dem Teeanbau hatte der 54 Jahre alte Gärtner, als er 2014 mit dem Versuch begann, überhaupt keine Erfahrung, sagt er. „Aber es ist der Job des Gärtners, Pflanzen zu kultivieren.“

Wagner ist 61 Jahre alt. Zum Tee-Sommelier werde er wohl nicht mehr, sagt der Landwirtschaftsmeister. Das Projekt wolle er aber noch zum Erfolg führen. „Als Landwirt hat mich das Neue immer gereizt“, sagt er. „Denn Landwirtschaft ist immer experimentell, man muss etwas ausprobieren. Ich begann hier in der Region früh damit, Sojabohnen und Sonnenblumen anzubauen. Damals haben viele über mich gelacht.“

Freiburg unterhält freundschaftliche Beziehungen zu Shinan. Das ist der Innenstadtbereich der chinesischen Hafenstadt Qingdao. Der Kontakt kam zustande, weil in einem Freiburger Archiv wichtige Akten zur Stadtgeschichte Qingdaos lagern. Die

Hafenstadt war von 1898 bis 1919 deutsche Kolonie. Als vor ein paar Jahren eine Delegation unter Leitung des städtischen Wirtschaftsförderers Bernd Dallmann nach Asien reiste, äußerten die neuen chinesischen Freunde den Wunsch, Rebsetzlinge aus Südbaden zu bekommen, am liebsten 20 unterschiedliche. Die Freiburger schickten nur die robuste Sorte Muskateller, aus der man einen lieblichen Wein kelteren kann, wie er in China gern getrunken wird. Dafür bekamen sie als Gegenleistung 75 Kilogramm Teesamen.

Die Slogans für das Projekt waren schneller in der Welt, als sich die Pflanzen in Deutschland zum Gedeihen bringen ließen: „Tee vom Tuniberg“, „Green Tea in the Green City“. Ökologisch korrekt angebauter Tee, das würde zur sonnigen deutschen Ökohauptstadt passen. Dallmann, ein großer China-Freund, war von der Idee fasziniert, im Freiburger Umland Tee anzubauen. Doch Hanser und Werner merken schnell, dass es nicht so einfach ist, hier erfolgreich Teebäume zu kultivieren.

Im Prinzip passt das milde südbadische Klima zwar zu den Pflanzen, und die Chinesen schickten auch ein paar Fachleute in die Opfinger Gewächshäuser – doch ihr botanisches Herrschaftswissen gaben sie nicht preis. Wagners und Hansers Fragen, ob sie denn alles richtig machten beim Teeanbau, beantworteten die Chinesen meistens mit einem freundlichen Lächeln. Es gab Verständigungs- und Übersetzungsprobleme – vom Chinesischen bis zum Alemannischen ist es ein weiter Weg. „Es war schon richtig“, sagt Wagner heute, „dass wir denen nicht gleich 20 verschiedene Rebsetzlinge geschickt haben.“

In botanischen Lehrbüchern fanden die autodidaktischen Teebauern wenig über die idealen Bedingungen für den Teeanbau in Europa. Wie auch, die Kultivierung der Pflanze wurde dort nur selten versucht. *Camellia sinensis*, so viel ist bekannt, trägt keinen Bodenfrost, die Pflanze sollte sauer sein, geeignet ist Wald- oder Rhododendron-Erde, und im

Winter sollten die Teepflanzen in Gewächshäusern oder in Innenräumen nicht zu warm untergebracht werden. Für einen ertragreichen Anbau sind das aber nur erste Anhaltspunkte.

Der erste Pflanzversuch 2014 in Opfingen ging denn auch schief. Die auf einem Beachvolleyballfeld eingepflanzten haselnussgroßen Samen des hochwertigen Laoshan-Tees – verwandt mit dem berühmten Drachenbrunnen-Tee – keimten gut, aber bald sprossen vor allem gelbe Blätter aus den Teebäumen. „Für uns sahen die Pflanzen damals tot aus“, sagt Wagner. Doch da kam dem Landwirt die jahrzehntelange Erfahrung des Gärtners zugute. Zunächst legten Wagner und Hanser die Teesamen in Wasser. Nur diejenigen, die im Wasserbottich am Boden liegen blieben, benutzten sie als Setzlinge. Dann mischte Hanser 15 verschiedene Erden für die Kulturschalen. „Bei einer Sorte wuchsen die Pflanzen richtig gut, da hat es geklappt“, sagt der Gärtner. „Irgendwer ist ja immer der Erste gewesen, das war so bei den Kartoffeln, das war so beim Spargel.“ Über die Erdmischung schweigt er, das sei nun sein Betriebsgeheimnis. Bei den raren anderen Versuchen jenseits von

Die Pflanze: *Camellia sinensis*

Indien und China haben die Bauern jedenfalls gute Erfahrungen mit einer Mischung aus Rhododendron-Erde und Sand gemacht.

Jetzt stehen im Gewächshaus etwa 2500 Pflanzentöpfe mit jeweils drei Setzlingen, insgesamt gut 7500 Pflanzen. Gelbe Blätter sind in Hansers Gewächshaus in diesem Winter nicht zu sehen. Die Kosten des Teeanbaus sind etwa so hoch wie die beim Anbau von Erdbeeren, Himbeeren oder Tomaten, also wie bei einer klassischen Sonderkultur. Auf Pflanzenschutzmittel verzichten die badischen Teebauern. Sie wollen in zwei bis drei Jahren einen hochwertigen Tee in den Handel bringen. Ein Kilogramm frische Blätter ergibt 350 Gramm grünen Tee. Beim Ernten des grünen Tees, der nicht fermentiert wird, schneiden die Bauern nur die Blattspitze und die zwei darunter sitzenden Blätter ab. Man sagt, dass schon das fünfte Blatt von oben an einem Teebaum den Geschmack verderben kann. Die Ausbeute pro Teebaum ist also rar, aber in guten Plantagen kann in der Pflückzeit alle zehn Tage geerntet werden.

Eigentlich hätte man vermuten können, dass die deutschen Kolonialherren den Chinesen in Qingdao nicht nur die Kunst des Bierbrauens beigebracht, sondern sich im Gegenzug die Kunst des Teeanbaus abgeschaut hätten, um sie nach Europa zu importieren. Aber das geschah nicht. Heute gibt es in Europa Teeplantagen auf den Azoren, in der Nähe von Ascona im Schweizer Kanton Tessin und im Süden Englands. Zarte Versuche mit dem Teeanbau gibt es in Deutschland auch in der Nähe von Leverkusen und im Bergischen Land. Im Botanischen Garten in Köln wachsen ebenfalls ein paar Teebäume. Der größte und vielversprechendste Versuch für den kommerziellen Anbau ist aber der am Tuniberg.

Wegen des Klimawandels steigen in vielen asiatischen Anbauregionen die Niederschlagsmengen. Auf den Teeplantagen müssen die Teebauern deshalb mehr



Der Landwirt: Erwin Wagner hat schon immer das Neue gereizt – da war er beim Teeanbau genau richtig.

Pflanzenschutzmittel einsetzen, das Klima ist zu feucht. Die Verbraucher, gerade die Deutschen, verlangen aber zunehmend ökologisch angebaute Produkte.

Das Freiburger Projekt, das bislang vom China-Forum und der Tourismusgesellschaft der Stadt finanziell unterstützt wird, müsste demnächst in eine eigenständige Gesellschaft überführt werden. Dazu suchen die Initiatoren gerade einen Investor. 100.000 Euro pro Jahr wären nötig. Einen Business-Plan haben die Teebauern schon schreiben lassen, gerade verhandeln sie mit den Betreibern einer staatlichen Teeplantage aus Chengdu, der Hauptstadt der Provinz Sichuan. Die Chinesen wollen am deutschen Markt mit ihren Tees Fuß fassen, der Opfinger Feldversuch wäre ein schönes Marketinginstrument. Geplant ist, ein bis

zwei Hektar im Freiland zu bepflanzen, das wären etwa 10.000 Teepflanzen. Es soll in jedem Fall beim Grüntee bleiben, weil er relativ schnell herzustellen ist: Man lässt den Tee nach dem Pflücken zehn Stunden welken, dann wird er im Wok erhitzt, um die enzymatischen Prozesse zu stoppen.

Sabine Weber-Loewe vom China-Forum hat sich zur Tee-Sommelière ausbilden lassen. Mit einer gläsernen und einer klassischen braunen Yixing-Kanne, ein paar Riechtassen sowie Trinkschalen besucht sie die Gärtnerei in Opfingen. Sie zeigt, was zu einer chinesischen Teezeremonie gehört und welche Vorzüge der Teegenuss hat. „Ein Schluck für den Himmel, ein Schluck für die Erde, ein Schluck für die Menschen“, sagt sie und gießt Hanser und

Werner Tee nach. „Der sieht aus wie Weißherbst“, preist sie den Tee an. „An den Geschmack müssen wir uns aber noch etwas gewöhnen“, sagt Wagner.

Deutschland ist bis heute, vielleicht von Ostfriesland abgesehen, noch kein Land der Teetrinker. Im Durchschnitt trinkt jeder Deutsche im Jahr 126 Liter Kaffee und 23 Liter Tee. Dabei hat Tee viele Vorteile. Er macht munter und soll auch gut für die Gesundheit sein. Denn Tee enthält auch Koffein, der anregende Effekt tritt aber langsamer ein, weil Tee auch die Aminosäure Theanin enthält, die dafür sorgt, dass dem Gehirn langfristig Wachheit signalisiert wird. Und weil das Koffein nicht im Magen, sondern im Darm aufgenommen wird, ist Tee magenfreundlicher als Kaffee.

70 Prozent der chinesischen Teeproduktion entfallen auf grünen Tee. Auch in Opfingen werden die Teebauern beim Ernten den Grundsatz *two leaves and one bud* berücksichtigen, das heißt, nur die zwei obersten Blätter und die Knospe werden geerntet. Hanser und Wagner können die über Tausende Jahre gesammelten Erfahrungen der Chinesen mit dem Anbau nicht übertrumpfen – aber sie geben so schnell nicht auf. Der Boden für den Teeanbau ist jedenfalls bereits in Freiburg. Ob das Experiment glückt, dürfte sich im Lauf dieses Jahres entscheiden. Bald müssen die Pflanzen aus den Töpfen und aufs Feld, sagt Wagner. „Irgendwann wird es mal heißen: Das waren die Verrückten vom Tuniberg, die den Teeanbau nach Deutschland gebracht haben.“

HIER FINDEN SIE EINEN DORMIENTE HÄNDLER IN IHRER NÄHE
WWW.DORMIENTE.COM

POLSTER- BETTEN

AUS REINEN
NATURMATERIALIEN

dormiente

BESSER GRÜN SCHLAFEN

NATUR
HAT
CHARAKTER

BESUCHEN
SIE UNS
15. - 21.01.2018

imm
cologne

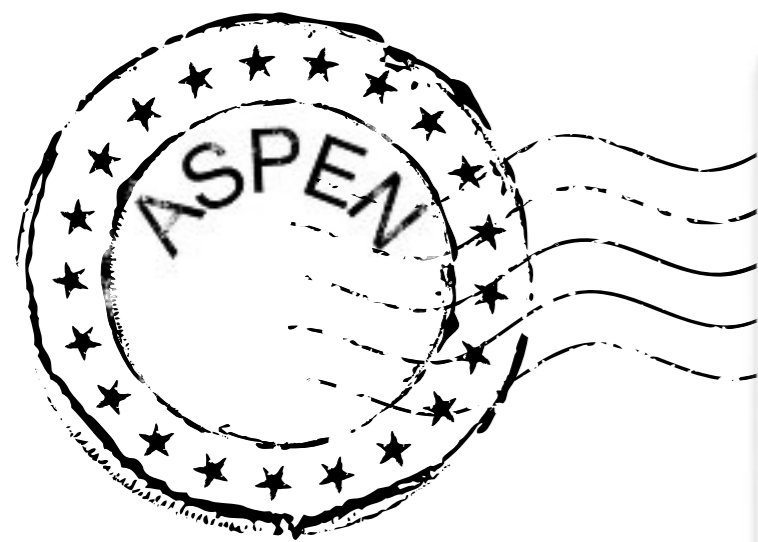
HALLE SLEEP 9.1
GANG A
STAND 021

Die Abfahrten sind breit, der Schnee ist sensationell, und selbst in der Hochsaison sind die Pisten leer – ein Traum. Ein Alptraum sind dagegen die Lifte. In Österreich stünden sie längst im Museum. Hauben gegen Wind und Kälte gibt es nicht. So wird der Skifahrer zur Tiefkühlkost.



Weihnachten forever: Auch noch im Februar schmückt sich der Ort mit Lichterketten. Die Stimmung ist märchenhaft. Und natürlich gibt es auf der Shoppingmeile jede Luxusmarke, die man sich vorstellen kann. Reservieren ist überall das Zauberwort – sonst wartet man bibbernd vor den Restaurants.

Grüße aus



Im berühmten Ski-Ort in den Rocky Mountains wird Wintersport noch gepflegt.

Von Holger Appel

Die Schneekatze bringt die Wagemutigen bis an die Highland Bowl heran. Dann beginnt ein mühsamer Aufstieg in dünner Luft, immer den Grat entlang, rund eine Stunde lang, bis hoch auf 12.392 Fuß. Zur Belohnung gibt es eine spektakuläre steile Abfahrt durch den Tiefschnee – oder durch den Wald.



Wer kein Frühstück im Hotel gebucht hat, findet im Ort Bäckereien und Restaurants. Zum Beispiel „Poppycock’s“, lecker und freundlich. Bacon and Eggs sind vor dem langen Skitag eigentlich Pflicht. Aber Obacht: Günstig ist Aspen nie. So ein Frühstück für vier verschlingt ohne Mühe 80 Dollar.



Die Frostschutzmittel heißen kaltes Wasser und heißer Cider. Gereicht werden sie auf der Piste von freiwilligen Helfern, die meist aus Aspen und Umgebung stammen und einen Tag die Woche Dienst tun. Ihr Lohn sind ein Skipass und jede Menge nette Gespräche. Wichtig: viel trinken, sonst droht der Höhenkoller.



Bloß nicht vom Fleisch fallen: Mit dem Bus oder dem Mietwagen fünf Minuten stadtauswärts liegt das „Hickory House“. Mit Steak und Salat vom Feinsten. Und, oh Wunder, die Preise führen ausnahmsweise mal nicht zu Schnappatmung. Okay, alles ist relativ: Aber 100 Dollar zu viert sind hier eine gute Hausnummer.

Das Hotelpersonal ist freundlich oder sehr freundlich, die Außenpools sind cool und heiß, Getränke werden ans Becken gebracht, und durch den Dampf fällt der Blick auf die herrlich weite Landschaft. Da denkt der textsichere Skifahrer: Ich fahr' noch nicht nach Haus, ich bleib' am Montag auch noch da.



Mehrfacher Gewinner des TIPA-Awards

„Das beste Fotolabor der Welt“

Ausgezeichnet von den Chefredakteuren 28 internationaler Fotografie-Magazine



Alle Preise inkl. MwSt., zzgl. Versandkosten. Alle Rechte, Änderungen und Irrtümer vorbehalten. AVENSO GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2, 10587 Berlin, Deutschland



© Furniture by Vibieffe

Bringen Sie Ihre Erinnerungen an die Wand. In Galerie-Qualität von WhiteWall.

Ihre Fotografie hinter Acrylglas, gerahmt oder als Großabzug. Unsere Produkte sind „Made in Germany“ – profitieren Sie von mehr als 100 Testsiegen und Empfehlungen! Hochladen und Wunschformat festlegen, sogar vom Smartphone aus.

WhiteWall.de

Stores in Berlin / Düsseldorf / Frankfurt / Hamburg / Köln / München



Ja, die Lady Dior, einer der Klassiker der Pariser Modemarke, kann auch anders – wenn sich der Künstler Friedrich Kunath der Handtasche annimmt.



Endlich mal wieder eine Bar, die wirklich ein glamouröser Ort sein möchte: Bei „Oh, Baby Anna“ stimmt die Kulisse.

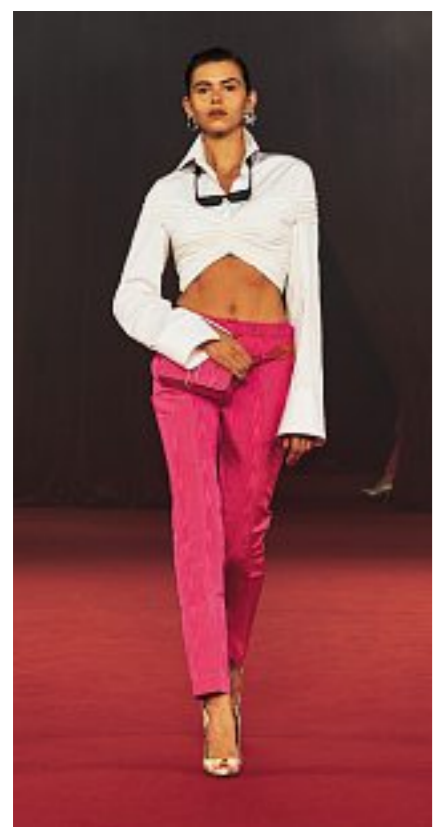


Der beste Pelz ist nicht echt, das wird gerade zum Konsens. Auch Gucci verzichtet künftig auf das unethische Produkt. Die Marke House of Fluff könnte so geschen mit ihrem fake fur an einem Zukunftsprodukt arbeiten.

Heyho ist nachhaltiger als ein paar Bio-Flocken das jemals sein könnten. Das Müsli-Start-up bietet Menschen einen Arbeitsplatz, die lange keinen hatten.



Mit der Menge an Grünpflanzen in der Wohnung ist es wie mit dem Wassertrinken im Lauf eines Tages: Es darf ruhig mehr sein. Die Soundskins verwandeln Lautsprecher optisch in eine Mooslandschaft.



Neue Mode, gleiche Schuhe: Die Pumps von Jimmy Choo passen selbst zu den grenzrevolutionären Looks von Off-white.



Der technische Fortschritt macht es einem nicht immer einfacher. Ständig ist irgendein Kabel inkompatibel. Immerhin macht die Leitung von Talmo gute Laune.

090

Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von Jennifer Wiebking

Frauen tragen ihre Ohrringe jetzt wie selbstverständlich einzeln, als Single. Aber bei diesem ungleichen Paar (Alina Abegg) könnten sie eine Ausnahme machen.



Bandsalat: Die Armbänder für die Apple Watch sind schnell gewechselt – so kann die Uhr immer dem Outfit angepasst werden.

Foto Frank Röth

AM LAUFENDEN BAND

Je nach Lust, Laune und Geldbeutel: Die Armbänder für die Apple Watch lassen sich auch als Statement zur Stimmungslage lesen. Von Michael Spehr

Sportuhr und smarte Begleiterin mit Anbindung ans Handy: Die Apple Watch will so gut wie alles sein. Jenseits ihrer technischen Feinheiten hat der amerikanische Hersteller aber von Anfang an darauf geachtet, dass sie ihren Träger auch schmückt. Die Idee: Das Armband macht den Unterschied – jedenfalls gegenüber anderen Sportuhren oder Smartwatches. Ohne Werkzeug kann man mit wenig Aufwand das Armband von der Uhr trennen und gegen ein anderes tauschen.

Jede Apple Watch hat an Ober- und Unterseite eine Schiene, in die das Ende des Armbands seitwärts hineingeschoben wird. Dort arretiert es. Zum Lösen des Bands drückt man eine kleine Entriegelungstaste auf der Rückseite der Uhr. Auch das Apple-Gliederarmband aus Edelstahl lässt sich ohne Werkzeug an den Umfang des Handgelenks anpassen. Dahinter steckt eine clevere Mechanik. Die einzelnen Glieder greifen ineinander und lösen sich nach dem Druck auf eine innenliegende Taste vom Band.

Wer eine Apple Watch hat, der kauft weitere Armbänder nach, das war wohl die Idee. Gehäuse und Technik bleiben, aber mit wechselnden Armbändern lassen sich modische Akzente setzen. Leider sind die Armbänder von Apple teuer, vor allem,

wenn man bedenkt, dass die Uhr allein schon ab weniger als 300 Euro erhältlich ist. Ein aus Plastik bestehendes Sportarmband gehört meist dazu, sein Schließmechanismus gefällt aber nicht jedem. Günstig ist seit Marktstart der Apple Watch 3 das fluffige Sport-Loop-Band. Dieses Band aus gewebtem Nylon mit konventioneller Dornschnelle ist etwas steifer, es kostet 59 Euro.

Die klassischen Lederarmbänder von Apple starten bei 159 Euro, Hermès-Armbänder gibt es von 370 Euro an, und ein Milanais-Band kostet ebenfalls 159 Euro. Kurioserweise kommt die teuerste Apple Watch im Keramikgehäuse (für 1400 Euro) mit dem günstigsten Sportarmband.

Doch man muss ja nicht bei Apple bleiben. Dank des simplen Befestigungsmechanismus gibt es Hunderte von Anbietern, die mit billigen Armbändern entweder Apple kopieren oder mit eigenen Kreationen antreten. Ein Milanais-Band aus Edelstahl mit Schlaufe und Magnetverriegelung sieht aus wie das Original, kostet aber bei Amazon und anderen Händlern weniger als 20 Euro. Auch Lederarmbänder sind in dieser Preisklasse zuhauf verfügbar, in allen denkbaren Farben und Formen, als breites Wristband und mit edler Anmutung.

Dass man echtes Kalbsleder oder Büffelleder nicht zu diesen Preisen bekommt, ist klar. Die günstigeren Armbänder trägt man, wenn man variieren will, wenn die Abwechslung im Vordergrund steht. Wir haben einige Modelle gekauft, und schnell bestätigte sich: Hohe Qualität gibt es nicht zum kleinen Preis. Was als Leder angeboten wird, ist nicht unbedingt Leder. Schon nach mehrwöchigem Tragen zeigen sich Gebraucherscheinungen, Wasser und Schweiß hinterlassen ihre Spuren. Die Schließe ist oft von minderer Qualität, und wer mit einem provokativen Farbton wie Gelb oder Rot ein optisches Zeichen setzen will, hat an dieser Extravaganz nicht lange seine Freude.

Am anderen Ende der Preisskala stehen hochwertige Luxusarmbänder für die Apple Watch, beispielsweise vom Hersteller Brikk. Wer schon immer dachte, dass der Apple Watch die Diamanten fehlen, der mag einen Blick auf die von Brikk modifizierten Modelle werfen. Das amerikanische Unternehmen veredelt nicht nur das Gehäuse der Apple Watch mit Hochkarätigem, sondern besetzt auch die zugehörigen Armbänder mit Diamanten. Man rechnet mit sechsstelligen Preisen. Ob die Optik ankommt, ist natürlich trotzdem Geschmackssache.



Von der Lebensgefährtin Gustav Klimts gibt es natürlich viele Porträts. Aber im Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe sieht man Emilie Flöge nun mit den Augen einer anderen Frau – der Fotografin „Madame d’Ora“. (Bis 18. März)

FOTOS: ROBIN HARTSCHEN, HERSTELLER (7), MUSEUM KUNST UND GEWERBE HAMBURG

SIEH MAL AN



GOLDGRUBE

Wer im Februar nach Pyeongchang in Südkorea – nicht zu verwechseln mit Pjöngjang in Nordkorea – schaut, wird ihn öfter sehen, den Mann mit dem Goldhelm. Oder die Frau. Uvex statter für die Olympischen Winterspiele etliche Skispringer und Abfahrer mit Goldchrom-Helmen und -Brillen aus. Auf dass die gewonnene Medaille die gleiche Farbe haben werde. Das Fürther Unternehmen hat nach eigenen Angaben spezielles Knowhow im Verchromen von Skihelmen. Werde das falsch gemacht, bildeten sich Blasen, auch drohe das Material unter der Chromschicht spröde zu werden, was zu Sicherheitseinbußen führe. Auf jeden Fall haben so einige Athleten Gold sicher. Für zahlende Kunden gibt es ein Goldchrom-Sortiment im Handel. (Ile.)



ANHÄNGER

Im Berufsleben ist das alltäglich – nur wer einen Sicherheitsausweis mit sich führt, bekommt Zugang. Da stellt sich die Frage: Wohin damit? Statt ihn sich wie eine Hundemarke um den Hals zu hängen, kann man den Jojo Extra Strong an die Gürtelschleife clippen. Er taugt auch für Schlüssel und kleine Werkzeuge, denn der integrierte Magnet und das starke 60 Zentimeter lange Band halten allerlei Gerät bis 300 Gramm. Das Band wird durch Federzug eingeholt, der Magnet sorgt dafür, dass die Marke oder der Schlüsselbund oben bleiben. Am unteren Ende hängen ein kleiner Schlüsselring und eine Druckknopfschleife zur Befestigung von Krimskrums. Den Jojo Extra Strong gibt es für rund vier Euro im Bürobedarf oder online. (Web.)



STEUERREFORM

Wenn die Autos künftig allein fahren, brauchen sie keine Lenkräder mehr – auf dem Weg dorthin freilich schon noch, allerdings eines, das man loslassen kann. Der Hersteller ZF meint, so sollte es aussehen. Ein LCD-Display in der Mitte zeigt an, ob der Fahrer oder das Fahrzeug steuert. Zusätzlich wurde ein LED-Lichtband in den äußeren Rand des Volants integriert. Dieses leuchtet blau im autonomen Fahrmodus, weiß bei manueller Steuerung und rot bei Warnhinweisen. Der Airbag übrigens löst von hinten durch die Mitte aus – Sicherheit muss auch im autonomen Zeitalter sein. (hap.)

FOTOS: HERSTELLER (8)



So komplex wie die Parfums großer Häuser und trotzdem modern: Roja Dove bei einem Besuch in Frankfurt

Foto Wonge Bergmann

Manche Dinge weiß man schon früh im Leben. Für Roja Dove war schon als Junge klar, dass ihn Parfum faszinierte: „Meine Leidenschaft begann, als ich sechs oder sieben Jahre alt war. Meine Mutter kam, um mir einen Gute-Nacht-Kuss zu geben, und ich erinnere mich noch genau an ihr Puder und ihr Parfum.“ Der Duft ist mit dem Bild der eleganten Frau verbunden, die sich zurechtgemacht hatte, um auszugehen, und deren Lamé-Kleid das Licht des Flurs so reflektierte, dass es ihr einen kleinen Heiligenschein zauberte. „Für mich sah sie aus wie ein Engel oder eine Fee aus dem Märchenbuch. Als sie ging, blieb dieser Duft zurück, eine Mischung aus Jasmin, Aldehyden und Vanille.“ Bis heute weiß er den Namen: „Es war L’Aimant von François Coty. Das bekommt man heute noch zu kaufen, in ziemlich abgewandelter Mixtur natürlich.“

Während er das Bild heraufbeschwört, sitzt Roja Dove in einem Hotelzimmer vor einem Sofatisch, auf dem seine eigenen Parfumkreationen stehen. Alle in klassischen vier-eckigen Flakons, geschliffene Kristalle. Auf den Verschlusskappen spiegelt sich die spärliche Wintersonne. Am Tag zuvor hat er seine Marke in der Frankfurter Parfümerie Albrecht vorgestellt, die sich auf Nischendüfte spezialisiert hat. Seit diesem Winter sind seine Düfte bei ausgewählten Händlern auch in Deutschland erhältlich, zuvor musste man dafür nach London zu Harrods oder nach New York zu Bergdorf Goodman. Bis zur international vertriebenen Marke für Luxurnischendüfte war es ein langer Weg für den Einundsechzigjährigen. Doch wenn er mit britischem Akzent davon erzählt, klingt es wie ein großes Abenteuer, bei dem im Nachhinein alles einen Sinn hatte.

Die Mutter also weckte in ihm die Leidenschaft für die schönen Dinge des Lebens. Ins Haus seiner Familie brachte ein Freund aus Frankreich immer wieder Eau-de-Cologne-Flakons als Gastgeschenk. Die Mutter bewahrte sie in der Nachttischschublade auf. Dem Jungen, den es immer wieder dorthin zog, wurden Düfte und ihre Geschichte zur Obsession. Nach einer Ausbildung in der südfranzösischen Parfumstadt Grasse kam er zu Guerlain. 20 Jahre blieb er dem Haus treu, bis es vom Konzern LVMH aufgekauft wurde. „Ich bin kein Mensch für große Firmen“, sagt Dove. Plötzlich sei es um Zahlen und Bestellgrößen gegangen und nicht mehr um Kreativität. Also beschloss er an Weihnachten 2000, seinen Job aufzugeben, und zu Halloween im Jahr darauf ging er wirklich. „Ich hatte mich in die Parfümerie als Kunst verliebt. Was ich aber sah, war das Gegenteil davon. Viele der alten Parfummarken hatten geschlossen oder waren aufgekauft worden. Auf diesem Markt reichte

ALLES ROJA

Er arbeitet an Düften,
als wären sie Kunst.
Mit seinen Parfums lebt
sich Roja Dove aus.

Von Maria Wiesner

es nicht einmal mehr, dass etwas neu war, um einen Duft zu verkaufen. Parfum wurde so entwertet, dass man am Ende noch ein kleines Geschenk draufgepackt hat, damit sich der Duft überhaupt verkaufte.“ Freunde und Bekannte fragten ihn um Rat, und alle beschwerten sich: *too much choice or no choice*. Entweder waren die Kunden überwältigt von der riesigen Auswahl, oder alle Düfte rochen für sie gleich. Dove aber sah sich als Künstler, und seine Kunst wollte er erhalten wissen.

Weil er dank der Jahre bei Guerlain bekannt war, konnte er bei Harrods eine Boutique mit besonderen Parfums eröffnen, die er selbst auswählte: „Haute Parfümerie“, eine Auswahl der handwerklich besten Düfte, die sich von der Masse unterscheiden wie Haute Couture von Prêt-à-porter.



Und hier bot er seine eigenen Düfte dann auch zum ersten Mal an. Das Konzept der Exklusivität reizte er dabei so weit aus, dass sie zunächst nur in der Schublade lagen und Kunden explizit nachfragen mussten, um sie gezeigt zu bekommen. Als Dove an diesem Punkt seiner Erzählung anlangt, wendet er sich den Flakons zu. Er liebt Zahlen und Zahlenspiele. Viele Duftkreationen gehören zu einem Trio. Es handelt sich dabei nicht um Abwandlungen des gleichen Dufts, sondern um Variationen zu einem Überthema – wie zum Beispiel das Trio rund um die Verführung aus Unspoken, Scandal und Enslaved.

Wie er seine Düfte kreiert, erklärt er anhand von Scandal. „Ich fragte mich, was einen Skandal ausmacht: viel Gerede, Sex und Geld.“ Für das Parfum verwendete er weiße Blumen, insbesondere natürliche Tuberose. „Weiße Blumen haben den sinnlichen Geruch von Haut, da haben Sie den Sex. Und die Tuberose ist ihr Gewicht in Gold wert.“ Der Duft ist voluminös, so wie das Gerede, das ein Skandal braucht. „Naja, und dann ging ich davon aus, dass bei einem Skandal ja auch immer ein bisschen versteckte Eifersucht im Spiel ist. Wenn man den Duft trägt, werden die Leute reden, weil sie eifersüchtig sind, wie gut man riecht.“

Natürliche Tuberose ist für ihn keine Ausnahme, sondern die Regel. Dove setzt bei seinen Düften auf natürliche Öle und Extrakte, seien es Rose, Jasmin oder Ambra. „Nur die beste Qualität, denn das merkt man dem Duft am Ende an.“ Synthetische Stoffe nutze er zwar auch, aber in geringer Dosis, für den Effekt: „So wie ein Baumwollshirt mit zwei Prozent synthetischen Fasern die Vorteile beider Grundstoffe perfekt kombiniert, so ist es auch mit natürlichen und synthetischen Duftstoffen.“

Wenn Dove seine Ideen auf die weißen Teststreifen sprüht, entfalten sich Welten, durch die er wie ein kundiger Bewohner führt. In einer Hommage an die britische Nationalfigur „Britannia“ weist er auf eine Ananasnote zwischen Zitrusaromen hin. „Diese exotische Frucht aus den Kolonien durfte um die Jahrhundertwende auf keinem Tisch fehlen.“ Die Duftnote schwingt also mit, ohne zu dominieren, so wie man auf Gemälden aus der Zeit die Ananas suchen muss – und sie dann unvermutet entdeckt.

Seine Düfte erinnern in der Komplexität an die Kunstfertigkeit der großen Parfumhäuser des vergangenen Jahrhunderts und sind dabei trotzdem modern. Cleane Düfte? Für diesen Effekt gibt es doch Badeprodukte, sagt er. Nein, wer sein Parfum trägt, verwandele sich. „Für mich ist es das größte Kompliment“, sagt Dove, „wenn eine Frau, die meinen Duft aufgetragen hat, einige Zentimeter größer wirkt, denn sie aus dem Raum geht.“

Frankfurter Allgemeine SELECTION

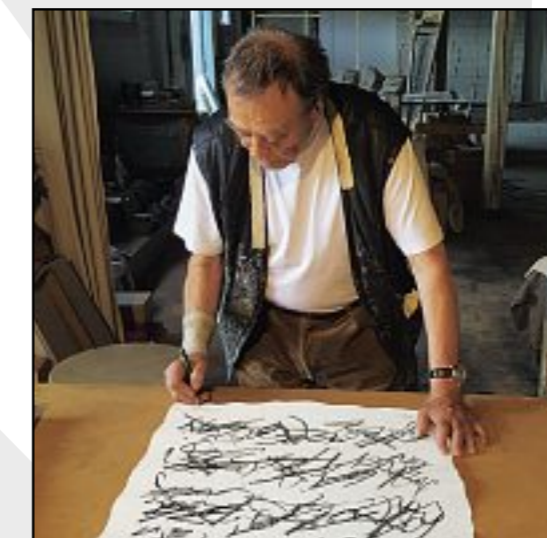
AUSGESUCHTES FÜR
KLUGE KÖPFE

GÜNTHER UECKER – FRIEDENSGBOTE 9

In einer einzigartigen Kombination aus Prägedruck und Siebdruck stellt dieses Blatt eine echte Neuerung im Bereich der Grafik dar, denn in dieser überlappenden Technik von Prägung und Siebdruck gab es bisher noch keine Grafik von Günther Uecker. Unterlegt mit einer schwarzen Zeichnung, treten die grauen Nägel sowohl optisch als auch plastisch dezidiert vor dem weißen Hintergrund hervor.

Sichern Sie sich eines der auf 100 limitierten Exemplare in der Größe 70 x 53 cm zum Preis von 6.800 Euro zzgl. Rahmung und Versand.

Gern liefern wir das Werk mit einer Blattgröße von 70,5 x 53,5 cm konservatorisch gerahmt mit weiß gekalkter oder antiksilber lackierter Blockleiste aus Holz in den Maßen 87 x 69 x 3 cm und bruchsicherem UV-geschütztem Acrylglas aus.



„SAMMELN IST MEINE GRÖSSTE SCHWÄCHE“



Er hat hippe Hotelinterieurs und Stühle entworfen, die Uhr an seinem Handgelenk und den Loftcube, einen mobilen Wohn- und Arbeitsraum. Seine Vielseitigkeit hat **Werner Aisslinger** zu einem der gefragtesten deutschen Designer gemacht. Deshalb ist er fast immer auf Reisen. Die nächsten Tage verbringt der Dreifundfünfzigjährige, der vor 25 Jahren sein Studio Aisslinger in Berlin gründete, in Köln. Dort präsentiert er auf der Möbelmesse gleich zwei Neuheiten: ein Regalsystem bei Piure und mit Tina Bunyaprasit das Sofa Hobo für Cappellini.

Was essen Sie zum Frühstück?

Auf jeden Fall Avocado. Und Brot. Es gibt aber manchmal auch eine Porridge-Phase.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Hosen online, weil ich es hasse, mich in diesen Kabinen umzuziehen, die immer irgendwie zu klein sind. Den Rest oft unterwegs – man kennt das ja, dass man auf Reisen relaxter ist. Aber es gibt auch zwei, drei Läden in Berlin: Andreas Murkudis oder The Store im Soho-House.

Hebt es Ihre Stimmung, wenn Sie einkaufen?

Wenn man Kleidung kauft, erfindet man sich manchmal ein bisschen neu, auf der Oberfläche. Das kann interessant sein. Aber ich bin überhaupt kein Shopper.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Es gibt uralte Sachen, Memory-Stücke, die ich nie weggeben werde: T-Shirts, die habe ich mir mit 21 gekauft. Eines ist ärmellos und lila, ein anderes aus so einem schönen Frotteestoff.

Was war Ihre größte Modesünde?

Ich habe vor einem Jahr einen karierten Mantel gekauft, den ich zurückgegeben habe. Das passiert mir selten.

Tragen Sie zu Hause Jogginghosen?

Nein.

Haben Sie Stil-Vorbilder?

Paul Smith.

Haben Sie jemals ein Kleidungs- oder Möbelstück selbst gemacht?

Möbel natürlich ganz viele, das ist mein Job. Kleidungsstücke nicht. Wobei: Meine Mutter, eine Lehrerin, war ursprünglich Schneiderin. Da habe ich als Kind vielleicht mal was mitgenäht.

Besitzen Sie ein komplettes Service?

Nein.

Mit welchem selbst zubereiteten Essen konnten Sie schon Freunde beeindrucken?

Ich bin nicht so der große Koch. Aber meine Käsepätzle – ich komme aus dem Allgäu – finden die Leute ganz gut.

Welche Zeitungen und Magazine lesen Sie?

F.A.Z. und „Süddeutsche“ online. Selten „Die Zeit“, gelegentlich die „Domus“, die ist für meinen Job wichtig. Und ich habe einen Haufen Magazine zu Hause rumliegen. Aber die kaufe ich so eruptiv. Alle zwei, drei Monate gehe ich in Läden wie „Do you read me?“, den kleinen Store an der Auguststraße, und nehme mir, was ich interessant finde, um einfach wieder mal eine Bildwelt zu absorbieren.

Welche Websites und Blogs lesen Sie?

Manchmal gucke ich bei „Dezeen“ rein. Ansonsten Sport: Fußballblogs.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Zum 90. Geburtstag meiner Mutter.

Welches Buch hat Sie am meisten beeindruckt?

Als Kind war es sicher „Krabat“. Dann hat man so seine Hermann-Hesse-Phase, irgendwann kommt Thomas Mann. Aber in den vergangenen Jahren? Ich lese ziemlich viel. Vielleicht „Tyll“ von Daniel Kehlmann.

Ihre Lieblingsvornamen?

Die meiner Kids: Flori und Juli. Meine Tochter heißt Florentine, mein Sohn Julian.

Ihr Lieblingsfilm?

„Blow Up“ von Antonioni.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Mit.

Tragen Sie eine Uhr?

Ja. Selbst designt, für Lorenz, eine Mailänder Firma, mit Metallgehäuse und Silikonarmband, meine ist gelb-schwarz. Wir machen aber gerade eine coole Herrenuhr mit Nomos Glashütte. Das wird dann die Uhr sein, die ich die nächsten 30 Jahre trage.

Tragen Sie Schmuck?

Einen Familiensiegelring, der schon in der dritten Generation bei mir gelandet ist. Dann gibt es noch ein Textilband mit einem Messingverschluss, das mir meine Freundin geschenkt hat. Das liebe ich auch.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Vetiver von Creed.

Was ist Ihr größtes Talent?

Pure, non-konforme Kreativität. Ich bin in der angewandten Kunst unterwegs, als Designer bin ich ja kein Künstler. Da ist es immer die Frage, wie sehr man sich dem Markt beugt oder autonom bleibt. Ich halte mich für jemanden, der relativ kompromisslos ist.

Was ist Ihre größte Schwäche?

Chaos, glaube ich. Und sammeln. Weil ich wenig geschmeiße, sammelt sich einiges an. Ich bin halt nicht in einer Wegwerffamilie groß geworden: ein paar Spielzeuge, mit denen man zu Rande kommen musste, wenige Kleidungsstücke, die einen lange begleiteten. Dadurch entsteht ein sehr inniges, subjekthafes Verhältnis zu den Objekten, man verbindet sich mit den Dingen. Im Prinzip ist das auch etwas Positives, das für die heutige Generation absurd klingen mag. Aber weil es mir schwerfällt, Dinge abzugeben, behalte ich irgendwie alles. Das macht mein Chaos noch schlimmer.

Womit kann man Ihnen eine Freude machen?

Mit gutem Essen. Und mit Witzen. Ich habe selbst nicht so die Gabe, Jokes zu produzieren. Aber Leute, die witzig sind, wie meine Freundin, darüber freue ich mich total.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Fußball.

Sind Sie abergläubisch?

Gelegentlich.

Wo haben Sie Ihren schönsten Urlaub verbracht?

Ich bin viel gereist, aber Venedig ist meine Stadt: Da fühle ich mich wohl. Man darf natürlich nicht im Juli in der Gluthitze hinfahren, wenn die Stadt voller Chinesen ist.

Wo verbringen Sie Ihren nächsten Urlaub?

Wahrscheinlich in Singapur. Dort habe ich eine kleine Firma und bin sowieso sehr viel da. Könnte aber auch eine Skireise werden.

Was trinken Sie zum Abendessen?

Crémant.

Aufgezeichnet von Julia SchAAF.

FOTO PRIVAT



german
brand
award
17
gold

FILOUSOF BY BRETZ
ICONIC AWARD 2018 SELECTION

ALEXANDER-BRETZ-STR. 2 • D-55457 GENSINGEN • TEL. 06727-895-0 • INFO@BRETZ.DE • WWW.BRETZ.DE
FLAGSHIPS: STILWERK BERLIN • MARKTSTRASSE 2 BIELEFELD • HOHE STR.1 DORTMUND • STILWERK DÜSSELDORF
ALTE GASSE 1 FRANKFURT • STILWERK GROSSE ELBSTRASSE 2 HAMBURG • GROSSER BURSTAH 45 HAMBURG
HOHENSTAUENRING 62 KÖLN • REUDNITZER STR.1 LEIPZIG • HOHENZOLLERNSTR. 100 MÜNCHEN • HALLPLATZ 37
NÜRNBERG • KÖNIGSTRASSE 26 STUTTGART • SALZGRIES 2 WIEN

Bretz
TRUE CHARACTERS

Komm, schau und spiele!


HERMÈS
PARIS

